1,90 DM / Band 633
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wenn Druidenseelen trauern

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Wenn Druidenseelen trauern

John Sinclair Nr. 633

von Jason Dark

erschienen am 21.08.1990

Titelbild von Kurczak

Sinclair Crew

Wenn Druidenseelen trauern

Wer das Geräusch zum ersten Mal in seinem Leben hörte, dachte an den Wind, der meist aus westlicher Richtung wehte und den wilden Geruch eines ungezähmten Meeres mitbrachte. Es war jedoch nicht der Wind, es waren andere Laute. Hoch, jammernd, manchmal auch schrill, dann wieder düster, raunend, beinahe schon melancholisch.

Wenn diese Geräusche über die Insel wehten, die als Bollwerk gegen Sturm, Wind und Wetter stand, dann wussten die Einheimischen Bescheid. Es war das Stöhnen der toten Druiden…

Ich hörte die Schüsse, drehte blitzschnell den Wasserhahn ab, sprang auf die schmale Badezimmertür zu, riss meine eigene Beretta aus dem Holster und hetzte in den Wohnraum.

Noch ein Schuss fiel. Nur die Echos schwangen zitternd an meine Ohren.

Die rotblonde Frau ließ die schwere Waffe sinken. Sie stöhnte auf, bevor sie ihre Schritte unsicher zurück setzte und sich in einen Sessel fallen ließ, totenbleich im Gesicht, noch immer zitternd, dann leise weinend.

Ich schaute gegen die Wand und sah dort die vier Einschussstellen, die von den Kugeln hinterlassen worden waren. Sie saßen so dicht beieinander, dass sie auf eine Handfläche gepasst hätten, und ich konnte mir ein Nicken der Anerkennung nicht verkneifen.

Die Frau war eine hervorragende Schützin. Jetzt allerdings glich sie mehr einem Häufchen Elend, das im Sessel hockte und den Kopf schüttelte, wobei die Waffe in der Hand wie ein Fremdkörper wirkte.

Ich ging auf sie zu. »Alles okay?«

»Nein.«

»Aber Sie leben.«

»Ich weiß.« Sie schüttelte den Kopf und lachte unecht. »Verdammt, ich lebe, John, und weil ich lebe, will ich es auch spüren, verstehen Sie das?«

»Sicher.«

»Deshalb brauche ich einen Cognac. Am besten einen Doppelten.«

»Den sollen Sie haben.« Ich wusste, wo die Flasche stand, fand einen Schwenker und schenkte großzügig ein. Mit dem Glas in der Hand ging ich zu ihr zurück. »Hier, der wird Ihnen gut tun.«

»Danke.« Sie hielt das Glas mit beiden Händen fest, trank langsam. Ich hatte Zeit, mir wieder einmal über sie Gedanken zu machen und über meinen neuen Job nachzudenken.

Sie hieß Colette Ingram, war achtundzwanzig und eine Kollegin von mir aus Frankreich. Sie sollte für drei Monate in London bleiben, um die Arbeit der hiesigen Polizei studieren zu können.

Sie war nicht uns, sondern der Metropolitan Police zugeteilt worden, fuhr Streife, konnte Gesetzesbrecher festnehmen, war überall dabei, und es ging eigentlich alles gut, bis zu dem Zeitpunkt, als sie sich verfolgt fühlte.

Verfolgt von einem Geist!

Sie hatte es zunächst für sich behalten, was später nicht mehr klappte, denn sie baute ab. Sie wurde nervös, unruhig, machte einen stets gehetzten Eindruck, schwieg sich bei Vorgesetzten über ihre Gründe aus, bis man sie zu einem Psychologen schickte, der die Wahrheit herausfinden sollte und es auch schaffte.

Colette Ingram wurde tatsächlich von einem Geist verfolgt, der in ihr

seine Braut sah.

Nicht zu fassen, überhaupt nicht zu glauben. Man lächelte, man winkte ab, gab die Ergebnisse der Untersuchung trotzdem weiter, und die wiederum landeten auf dem Schreibtisch eines gewissen Superintendenten Sir James Powell, meinem Chef und Vorgesetzten, der diesen Fall mit anderen Augen ansah.

Ich wurde eingeschaltet und der Kollegin als eine Art Leibwächter zugeteilt.

Den spielte ich seit zwei Tagen, hatte mir ihre Launen gefallen lassen müssen, die Hektik, die Gemütssprünge, mal traurig, dann wieder himmelhochjauchzend.

Nur einen Geist hatte ich nicht gesehen, auch jetzt nicht, da war ich im Bad mit dem Waschen meiner Hände beschäftigt gewesen.

Colette sah ansehnlich aus, eine wilde Schönheit, nicht gestylt wie die Mädels aus der Stadt. Ihr war anzusehen, dass sie zupacken konnte. Diese kräftige Kollegin aus Frankreich passte jedenfalls eher auf eine Farm als in eine Nobeldisco. Sie kleidete sich am liebsten sportlich, wie an diesem Tag, wo sie zur Nachtschicht eingeteilt worden war.

Sie trug graue Jeans, einen grünen Pullover mit abstehendem Rollkragen und etwas derb wirkende Leinenschuhe, die an den Spitzen einen grünen Lederaufsatz zeigten.

Das Glas stellte sie halbleer weg, bevor sie laut auflachte. »Ich hätte gern mehr getrunken, aber der Job…«

»Sie brauchen nicht, Colette.«

»Doch, John, ich stehe das durch. Nennen Sie es Egoismus, auch Ehrgeiz, oder glauben Sie einfach nur, dass ich, eine Frau, es den Männern beweisen will, es ist mir egal. Ich will den Job machen, ich werde ihn auch durchstehen.«

»Das traue ich Ihnen zu.« Ich hatte mich gesetzt und lächelte sie an, während ich mit dem abgespreizten Daumen über meine Schulter wies. »Die Einschläge sitzen verdammt gut und sehr dicht zusammen. Sie sind super, Colette.«

»Super?« Mit beiden Händen winkte sie ab. »Kommen Sie, John, das sagen Sie nur so. Wahrscheinlich halten Sie mich für eine überdrehte Furie, die Gespenster sieht.«

»Nein.«

»Für was denn?«

Ich hob die Augenbrauen und verzog gleichzeitig den Mund. »Ich halte Sie für eine Frau, die genau weiß, was sie tut.«

»Echt?«

»So echt wie eine der Kugeln, die Sie abgeschossen haben.«

»Ich glaube Ihnen.«

»Danke.« Tief holte ich Luft. »Leider war ich im Bad und muss Ihnen

wieder Fragen stellen.«

»Ja, ja, ich weiß. Aber keine Sorge, John, ich drehe nicht durch, ich habe auch nicht gesponnen. Das Gespenst oder der Geist tauchte vor mir auf und erklärte mir, dass er mich unbedingt zurück in die Heimat holen will.«

»Auf die Ile de Sein?«

»Richtig. Dorthin, wo ich herkomme.«

»Wie sprach er denn?«

Sie lehnte sich zurück. »Haben Sie schon mal einem Windstoß gelauscht, John?«

»Des Öfteren.«

»So klang seine Stimme. Wie ein Windstoß, der langsam ausläuft, denn ich hörte ihn zudem noch jammern, als stünde dieser Geist unter Stress.«

Ich nickte, legte die Handflächen zusammen und fragte: »Können Sie sich denn vorstellen, was Sie auf dieser komischen Insel sollen? Ich kann mir keinen Reim darauf machen.«

»Die Insel ist meine Heimat.«

»Sorry, es ändert nichts an meiner Frage.«

»Ich weiß auch nicht, was das soll, John. Das musst du mir glauben. Mir kommt es schon so vor, als gäbe es Kräfte, die es mir übel nehmen, dass ich die Ile de Sein verlassen habe, um in Rennes eine Ausbildung zu machen und einmal bei euch reinzuschauen.«

»Haben Sie eine bestimmte Ahnung von dem, was das für Kräfte sind?«

Colette strich durch ihre Haare und verzog die Nase, um die herum zahlreiche Sommersprossen wuchsen. »Keine Ahnung, aber ich will ehrlich sein, diese Insel hat natürlich eine Vergangenheit, und sie gehört zu dem Teil, wo die Bretagne am wildesten ist. Noch heute erzählt man sich die Geschichten von Heiligen und Dämonen, von Götzen und Druiden, aber das habe ich schon alles gesagt.«

»Glauben Sie daran?«

Colette lachte. »Nein, ich nicht, das heißt, ich bin mir nicht mehr so sicher. Meine Großeltern sehen das natürlich anders. Sie haben andere Zeiten erlebt, sagen sie.«

»Wollen Sie mir die Erscheinung nicht beschreiben, Colette?«

»Schon wieder?«

»Vielleicht hat sie sich verändert.«

»Nein, auf keinen Fall. Sie schimmerte graugrün bis bleich. Ich sah keinen richtigen Kopf, nur ein Schemen, kein Gesicht, und Worte wehten mir wie ein Flüstern entgegen oder ein gewisses Raunen und Wispern. Diese Erscheinung will einfach, dass ich zurückkehre auf die Insel.«

»Den Grund hat sie wieder nicht gesagt?«

»Nein.« Sie räusperte sich. »Eines kann ich Ihnen versprechen, John, ich werde nicht mehr auf sie schießen, wenn sie noch einmal auftaucht. Dann stelle ich lieber Fragen.«

»Ist auch nicht schlecht«, gab ich lächelnd zurück.

Colette Ingram stand auf. »Es wird Zeit, dass ich mich umziehe. Warten Sie noch?«

»Sicher.«

Als sie schon an der Tür zum Schlafzimmer war und diese aufgestoßen hatte, rief ich ihr noch nach:

»Denken Sie daran, sich die Zähne zu putzen, sonst riecht man die Fahne.«

»Merci, aber ich fahre ja nicht.«

Ich streckte die Beine aus. Wo dieser Fall hinführen sollte und welche Motive es dabei gab, wusste ich auch nicht. Da konnte ich nur raten. Etwas hatte mich schon misstrauisch gemacht. Wenn Colette von ihrer Heimat und deren Geschichte sprach, vergaß sie nie, die Druiden zu erwähnen. Ich hatte mir das sehr gut gemerkt und darüber sinniert, ob dieser Geist möglicherweise etwas mit den alten Druiden zu tun haben könnte.

Dass es Druiden gab, dass ihre Magie nach wie vor Bestand hatte, war mir bekannt, da brauchte ich nur an Aibon, an das Land zwischen den Welten, zu denken, an eine grüne Insel im Jenseits, ein Paradies für Druiden. War es tatsächlich ein sehr weiter Sprung von Aibon hinüber zu der Ile de Sein oder reichte die Distanz aus, um eine Brücke bauen zu können? Irgendwie hatte ich das Gefühl, die Lösung des Problems nicht hier in London finden zu können. Die Ile de Sein war meiner Meinung nach ein Fixpunkt in diesem rätselhaften Fall.

Natürlich ärgerte ich mich darüber, dass ich die Erscheinung nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Gern hätte ich versucht, sie zu bannen, war allerdings davon überzeugt, dass dies nicht so ohne weiteres zu schaffen gewesen wäre.

Colette musste in der Nacht Dienst machen. Das gefiel mir nicht. Ich hatte vorgeschlagen, an ihrer Seite zu bleiben. Nach reiflicher Überlegung hatte sie abgelehnt, sie wollte den Job ohne meine Hilfe durchziehen und sich auch nicht von der Erscheinung verrückt machen lassen. Das Schießen vorhin war mehr eine Reflexhandlung gewesen, denn eine tiefe Furcht empfand Colette nicht vor dem Gespenst. Manchmal war sogar ihre Neugierde geweckt worden.

Sie kehrte zurück, umgezogen, etwas scheu lächelnd und die Wangen mit einem leichten Rouge bepinselt. Das Haar hatte sie hochgesteckt, aber nicht die gesamte Flut unter der Mütze verstecken können. An den Seiten und im Nacken quoll es hervor.

Für eine Frau war Colette ziemlich groß. Das musste auch so sein, denn die Metropolitan Police stellte nur Leute ein, die eine körperliche

Mindestgröße hatten.
Ich hatte mich erhoben. »Sie sehen gut aus, Kollegin.«
Lachend trat sie auf mich zu. Den Schock schien sie überwunden zu haben. »Kollegin ist gut, John.«
»Sind wir das nicht?«
Sie legte den Kopf zur Seite und schaute mich kokett an. »Irgendwie schon, finde ich. Ja, wir sind Kollegen, und unter Kollegen ist man nicht so förmlich, das kenne ich aus meiner Zeit in Rennes her.«
»Was meinen Sie damit?« Ich fragte es grinsend, weil ich genau wusste, worauf sie hinauswollte.
»Wir sollten uns duzen.«
Ich nickte. »Abgemacht. Soll ich dir meinen Namen noch sagen?«
Nach dieser Frage lachten wir beide.
Ehrensache, dass wir auch den Bruderschaftskuss austauschten.
»Hast du es dir denn überlegt?«
»Was, bitte?«
»Das mit deinem Einsatz.«
»Habe ich, John, habe ich wirklich. Ich bin nach wie vor der Überzeugung, dass ich allein fahren muss. Das heißt, mit dem Kollegen von der Streife. Das bin ich mir schuldig. Da muss ich durch und basta.«
»Okay.« Ich hob einen Finger, den sie mit ihrer Faust umschloss.
»Non, Monsieur, nicht wie ein Lehrer. Ich weiß ja, dass ich dich anrufen werde, sollte ich in Gefahr geraten.«
»Dann könnte es möglicherweise zu spät sein. Du weißt selbst, wie gefährlich Gespenster sein können.«
»Aber nicht das, was mir immer erscheint. Es hat sich bestimmt in mich verliebt.«
Wir lachten beide über diesen Satz. Noch, muss ich sagen, denn später erfuhren wir, dass es gar nicht so weit hergeholt war.
Ich brachte sie zum Revier. Mein Rover stand vor dem Haus und war wohl einem Nagel im Weg gewesen, denn quer über die Kühlerhaube zog sich der dünne Streifen.
Das machte mich sauer, obwohl mir das Fahrzeug nicht gehörte. Colette hatte es ebenfalls gesehen und winkte ab. »An diese Dinge musst du dich gewöhnen, John, besonders dann, wenn du mal in Paris wohnst. Das ist da an der Tagesordnung.«
»Es gefällt mir aber nicht.«
»Denkst du mir?«
Wir stiegen ein und wühlten uns durch den abendlichen Verkehr, der mal wieder mehr als dicht war.
Trotzdem gelang es mir, sie pünktlich abzuliefern.
Ich reckte beide Daumen in die Höhe, als Colette ausstieg.. Sie verstand die Geste.

»Wird schon gut gehen, John.«
»Das hoffe ich doch für uns.«
Winkend verschwand sie, und ich schaute ihr mit gerunzelter Stirn nach. Dann fuhr ich in Richtung Heimat.

***

Colette Ingrams Kollege hieß Pete Storm und behauptete von sich: »Wenn ich komme, bricht ein Sturm los!«
So schlimm war es zwar nicht, aber Pete konnte man durchaus als einen sehr optimistischen Mann bezeichnen, der dreiunddreißig war, eine siebenjährige Tochter hatte, deren Bild er ständig und überall mit sich herumschleppte. Sein Haar war kurz geschnitten, über der Stirn standen die Stoppel in die Höhe, und Pete ärgerte sich jedes Mal darüber, wenn sie von der Mütze wieder zerdrückt wurden.
Sie hatten die Einsatzbesprechung im Revier hinter sich und waren auf die entsprechenden Wagen verteilt worden. Wie immer bekam Pete Hunger. Einen Cheeseburger wollte er essen. Auch wie immer.
Anfangs hatte Colette viermal mitgemacht, dann hatte sie gestreikt.
Stattdessen hielt sie sich an Joghurt, den sie in ihrer Tasche mitschleppte.
23.00 Uhr war bereits vorbei. Es hatte nur einen Einsatz gegeben. Irgendwelche Diebe hatten ein Rolltor aufgestemmt, aber nichts gestohlen. Alles deutete darauf hin, dass es eine ruhige Nacht werden würde.
Sie parkten in der langen Lücke zwischen zwei Laternen, deren Licht in der Dunkelheit bläulich schimmerte. Es war kalt geworden, der Himmel zeigte eine Klarheit, auf der zahlreiche Sterne funkelten. Die am Abend abgestellten Fahrzeuge hatten auf den Karosserien eine glitzernde Eisschicht.
Pete saß am Lenkrad. Colette fuhr nicht gern, der Linksverkehr bereitete ihr noch immer Probleme.
Ihr Kollege mampfte vor sich hin und nuckelte ab und zu an seiner Cola.
»Schmeckt es dir noch immer?«
Er nickte heftig. »Und wie. Ich wechsele ja auch.«
»Tatsächlich?«
»Klar, Colette. Du musst das so sehen. Heute esse ich einen Cheeseburger, morgen ist wieder der Hamburger an der Reihe, übermorgen der Big Mac, dann der…«
Er hörte auf zu reden, weil sich Colette vor Lachen kaum halten konnte. Sie lachte auch noch, als sie sprach. »Das finde ich stark, ehrlich, schon der leichte Fast-Food-Wahnsinn.«
Storm kniff ein Auge zu. »Der leichte, sagst du? Nein, Kollegin, das ist mehr.« Wie gesagt, er war ein lustiger Vogel und konnte sich auch

selbst auf den Arm nehmen.

Nach dem Essen unternahm er stets einen Spaziergang, der ihn bis zum nächstliegenden Abfallkübel führte, in dem die Reste der Verpackung verschwanden.

Als er zurückkam, reckte er sich, und ein Strahlen glitt über seinen Mund.

»An was denkst du, Pete?«

»Paris, ich denke an Paris. Muss irre sein, dort mal zu schlendern und das Leben zu genießen.«

Colette war da anderer Meinung. »Ich weiß nicht so recht, Pete, ich bin zweimal in Paris gewesen. Einmal für länger und kann dieser Stadt nicht so viel abgewinnen. Sie ist mir einfach zu schmutzig. Vielleicht hatte ich auch nicht das nötige Geld, um entsprechend wohnen zu können. Viele meiner Landsleute denken so wie ich, wenn sie nicht gerade aus Paris stammen.«

»Welche Stadt magst du denn?«

Sie hob die Schultern. »Da will ich mich nicht einmal festlegen. Ich fühle mich auf dem Land sehr wohl. Die Bretagne ist einfach wunderschön. So urwüchsig und echt.«

»Aber da ist nichts los.«

»Kommt darauf an. Es gibt Menschen, die sich für die Landschaft begeistern. Du glaubst gar nicht, wie groß die Anzahl der Maler ist, die in der Bretagne leben. Das weite Land, der Himmel, das Spiel von Licht, Schatten, Wolken und Wind, das ist einfach etwas anderes, das kann man auch nicht beschreiben, so etwas musst du erlebt haben. Wenn du dich im Urlaub entspannen willst, fahre in die Bretagne.«

»Mein Eheweib will immer nach Spanien, und die Kleine auch. Heute Morgen noch hat sie davon angefangen. Als ich nach Hause kam, saß sie da und wälzte schon Prospekte.«

»Und? Fahrt ihr?«

Pete fuhr durch sein vorderes Stoppelhaar. »Was bleibt mir armem Schwein denn anderes übrig?«

»Jetzt hör aber auf! Dir geht es doch gut.«

Er grinste breit. »Ich beschwere mich auch nicht.«

Sie hätten die Unterhaltung noch locker weiterführen können, aber die Zentrale störte. Die Warnlampe leuchtete auf, das Signal ertönte, und Pete nahm ab.

»Fahren Sie zum Soho Center. Dort sind verdächtige Gestalten in einer der Einkaufspassagen gesehen worden.«

»Okay, Sir. Weiß man mehr?«

»Wahrscheinlich Einbrecher. Wir schicken Ihnen Verstärkung, aber Sie sind am nächsten dran.«

»Okay, Sir.«

»Wo ist das?«, fragte Colette, die mitgehört hatte.

»Nicht weit von hier. Bei dem Verkehr können wir in wenigen Minuten dort sein.«

»Mit Sirene?«

»Bin ich verrückt? Wir wollen die Burschen doch nicht warnen.« Der Gewaltstart drückte die beiden hart in die Polster.

»Was schätzt du, Pete, können die gefährlich werden?«

Storm wackelte mit dem Kopf. »Glaube ich kaum. Einbrecher schießen meistens nicht.«

»Ich kenne aus Frankreich anderes. Nicht dass ich es erlebt hätte, aber man liest Berichte und hört einiges.«

»Das glaube ich dir sogar.«

In den folgenden Minuten unterhielten sie sich nicht, denn Pete Storm musste sich auf das Fahren konzentrieren.

Soho hatte noch immer einen finsteren Ruf, den allerdings mehr im Ausland, um Touristen anzulocken. Tatsächlich war dieser Londoner Stadtteil längst nicht mehr so schlimm.

Es war viel abgerissen und renoviert worden. Es gab neue Restaurants mit internationaler Küche, man konnte toll ausgehen, vieles war schick und ›in‹ geworden, deshalb musste man nach dem ursprünglichen Soho oft mit der Lupe suchen.

Auch moderne Einkaufspassagen gehörten zum Stadtbild. Der Touristenstrom riss einfach nicht ab, und es wurde viel gekauft.

Einmal fragte Colette ihren Kollegen: »Hast du eigentlich den Film Blue Steel gesehen?«

»Nein, warum?«

»Ich fühle mich wie Jamie Lee Curtis, die Hauptdarstellerin. Auch sie war Polizistin.« Colette sprach leise, die Augen hätte sie verengt. Auf ihrer Stirn perlten kleine Schweißkugeln, was den Fahrer wunderte, denn er hatte einen schnellen Blick nach links geworfen.

»Geht es dir nicht gut?«

»Im Moment nicht. Es ist die Ungewissheit und gleichzeitig die Gewissheit.«

»Begreife ich nicht.«

»Macht auch nichts. Ist ja nicht dein Problem. Ich habe nur ein komisches Gefühl, weißt du?«

Er nickte. »Das haben viele Neulinge. Hatte ich auch, kenne ich.«

»Aber ich bin kein Neuling.«

»Für uns schon.«

Colette lachte leise. »Schon gut, Pete, du bist lieb, echt.«

»Ja, ja.« Er bestätigte sich selbst. »Das habe ich mir auch immer gesagt. Zu lieb für diese Welt, einfach zu großzügig.«

Die Französin hatte ihrem Kollegen nichts von den Erscheinungen gesagt. Damit hätte sie ihn nur beunruhigt oder sich selbst in schlechtes Licht gebracht. Ihr kam plötzlich die Idee zu beten. Ohne

dass es Pete sah, faltete sie die Hände und betete still.

Das Soho Center war ein schlauchähnliches Areal und stellte ein Verbindungsstück zwischen zwei Straßen her. Man konnte es also von zwei Seiten betreten.

Hier gab es zahlreiche Geschäfte. Modern gestylte Boutiquen ebenso wie kleine Lebensmittelläden, wo man teure Spezialitäten kaufen konnte.

Es gab die Kramläden, die Blumengeschäfte, die Bäckereien, die Schmuckläden, von denen einer nur Silber verkaufte. Echtes Silber war wieder gefragt, vor allen Dingen altes, da nahmen zahlreiche Menschen weite Wege in Kauf, um es zu erwerben.

Was echt war und was nicht, konnte nur der Fachmann sagen. Viele Käufer wurden betrogen.

Sie hatten den Streifenwagen auf dem Gehsteig abgestellt. Um diese Zeit und bei dieser Kälte war nicht viel los. Nur wenige Spaziergänger hielten sich in der Nähe auf.

Die Passage kam Colette vor wie ein Tunnel mit kalter Glitzerpracht. Ihr gefiel die Anlage nicht, sie stieß sie sogar ab. Das mochte auch am Licht liegen. Es fiel als heller Teppich schattenlos auf die beigen Fliesen.

Von den Männern sahen sie nichts. Leer lag der Durchgang vor ihnen.

»Es gibt zwei Möglichkeiten!«, flüsterte Pete Storm. »Entweder halten sie sich in einem der schmalen Seitengänge auf, die es hier auch gibt…«

»Oder sie sind schon im Laden«, vollendete Colette.

»Richtig, Kollegin.«

Sie gingen nebeneinander, ließen aber genügend Platz zwischen sich. An den beleuchteten Schaufenstern der Geschäfte schlichen sie vorbei.

Colette musste lächeln, als sie ein Geschäft mit Dessous made in France passierte. Die duftigen Teile waren sehr schön dekoriert, da konnte man Appetit bekommen.

Sehr vorsichtig schaute sie in einen der Seitengänge hinein. Er war schmal, auch nicht tief, mit knapp drei Schritten hatte man ihn durchmessen.

Nichts…

Storm war schon weitergegangen. Auch er schaute in einen Gang. Über Eck befand sich ein Laden, der Porzellan anbot. Dahinter lag das kleine Geschäft mit dem Silber.

Und dort wurde die Tür von innen aufgerammt. Die Einbrecher hatten es geschafft, die Alarmanlage außer Betrieb zu setzen. Das Zeug klebte noch an der Tür.

Zwei Männer waren es. Der eine trug einen Sack über der Schulter und sah tatsächlich so aus, wie man Einbrecher in Witzblättern

darstellte.

Blitzschnell zog Storm seine Waffe, sprang in die Mitte der Einfahrt und hielt die Kanone im Anschlag. Wie auf der Schule gelernt, da durfte man keine Kompromisse eingehen.

Colette hatte die Bewegung gesehen und hörte schon Storms Stimme. »Keine Bewegung - Polizei!«

Was taten die Einbrecher?

Sie erstarrten, denn das Auftauchen hatte sie überrascht. Zwei Männer, gleich groß, wobei einer von ihnen einen Sack über der Schulter trug.

Wenn er sich bewegte, klirrten die Silberteile gegeneinander. Jetzt allerdings stand er still.

Auch Colette hatte die Dienstwaffe gezogen. Die beiden Diebe wirkten überrascht, eine Frau vor sich zu sehen. Mit der Linken hakte sie die Handschelle los.

»Okay, Colette, du wirst sie fesseln, und ihr rührt euch nicht!« Pete Storm gab die Befehle mit schneidender Stimme, deren Echos durch die Passage hallten.

Colette Ingram hatte eine Gänsehaut bekommen. Das ungute Gefühl wollte nicht weichen, es hatte sich noch verstärkt, und sie war davon überzeugt, dass etwas passieren würde.

»Lass sie rauskommen, Pete!«, flüsterte sie dem Kollegen zu. »Die Gasse ist mir zu eng.«

»Du hast Recht.« Ergab die Kommandos und ging gleichzeitig zurück, um den Männern freie Bahn zu schaffen.

Das waren die Stresssituationen, in denen ein Fehler tödlich enden konnte.

Sie schlichen vor.

Colette behielt die beiden im Blick. Die Typen gefielen ihr nicht, und sie fragte sich, ob das normale Einbrecher waren. Junge Leute, Mitte zwanzig, die wirkten, als würden sie unter Strom stehen oder auch Rauschgift.

Der Kleinere von ihnen starrte sie an. »Jetzt hast du Schiss, wie, Puppe?«

»Halten Sie Ihren Mund!«

Er lachte und schwieg.

So reagierten keine Einbrecher, die schon aufgegeben hatten. Pete Storm dirigierte sie so, dass sich beide vor eine Schaufensterscheibe stellen und dann nach vorn kippen mussten. Abstützen an der Scheibe. Der Kleinere tat es zuerst, sein Kumpan trug noch den Sack mit der Beute, den er zunächst von der Schulter rutschen lassen musste.

»Mach schon!«, fuhr Pete ihn an.

»Ja, Bulle, ja.« Er bewegte sich langsam, wollte, dass niemand Verdacht schöpfte.

Colette blieb misstrauisch. »Der ist verdammt gefährlich, Pete. Wir müssen aufpassen.«

Pete nickte nur.

Und der Mann war gefährlich. Der Sack berührte noch seine Schultern, als er plötzlich herumschwang.

Storm schoss.

Die Kugel jagte in den Sack, das Silber hielt sie auf, da bewegte sich schon der Zweite. Er hatte sich blitzschnell in die Knie fallen lassen und eine Waffe gezogen.

Es war eine mörderische Kanone, eine Schnellfeuerpistole, die in seiner Hand zu explodieren schien, als er schoss.

Plötzlich toste innerhalb der Einfahrt eine Hölle.

Colette warf sich zurück, schoss im Fallen, fehlte und sah, dass Pete zusammenzuckte, bevor er zu Boden fiel, fürchterlich schrie, sie vor Schreck erstarrte und nicht mehr abdrückte und sich vorkam wie der Mittelpunkt eines Albtraums, denn der kleine Einbrecher kam auf sie zu, richtete die Mündung der Schnellfeuerpistole auf sie und begann teuflisch zu lächeln.

In diesem Augenblick wusste Colette Ingram, dass ihr Leben nur noch an einem seidenen Faden hing und eigentlich nichts mehr wert war. Das Lächeln und der Ausdruck der Augen sagten ihr genug. Dieser Mann würde eiskalt schießen.

Pete konnte ihr nicht mehr helfen. Getroffen lag er auf dem Boden, wo ein schmaler Blutfaden unter seinem Körper hervorrann.

Der zweite Dieb hatte den Sack wieder aufgenommen und ihn lässig über die Schulter gehängt. Die Abrechnung überließ er seinem Kollegen, der Colette zunickte.

»Schade um dich, Süße, siehst eigentlich gut aus. Weshalb musstest du auch einen Bullenjob annehmen?«

Sie konnte nicht mehr reden, dachte an Frankreich, an die Insel und daran, dass sie diese wohl nicht mehr wiedersehen würde.

»Dann good bye, Süße…«

***

Da geschah es!

Der Einbrecher wollte schießen, nur kam er nicht mehr dazu. Plötzlich, wie aus dem Nichts erschienen, stand etwas zwischen ihm und der Polizistin.

Die Erscheinung!

Kein Mensch, weder Mann noch Frau, dafür feinstofflich und ein Geist. Der Mann mit der Waffe wurde bleich. Er konnte sich nicht mehr rühren, er stand da und starrte.

Die Erscheinung bewegte sich. Ein grünblasses Etwas, das sich über den Einbrecher senkte.

Der Mann brach zusammen.

Einfach so, als hätte ihn ein Schlag mit einem Hammer getroffen. Sein Kumpan stand daneben, bewegte sich nicht, und ebenso regungslos lag Colette auf dem Rücken.

Die Erscheinung drehte sich um. Es war kein Laut zu hören, nichts, nur dieses leise Wehen, der Hauch, dann das Nicken in der oberen Hälfte, als hätte jemand seinen Kopf bewegt, und Colette wusste, dass ihr allein das Zeichen galt.

Etwas klirrte zu Boden. Der zweite Einbrecher hatte die Beute nicht mehr halten können oder wollen. Für ihn war der Vorfall ebenso unbegreiflich wie für Colette. Nur zog er daraus die Konsequenzen. Er machte auf dem Absatz kehrt und rannte davon, so schnell ihn seine Beine trugen. Das Gespenst ließ ihn laufen, es interessierte sich nur für Colette Ingram.

Und sie hörte plötzlich in ihrem Gehirn ein Summen, das sich zu einer Stimme verdichtete.

»Denke daran, dass ich dir das Leben gerettet habe. Vergiss es nicht, Mädchen…«

Dann war sie weg!

Es dauerte eine Weile, bis Colette begriffen hatte. Ihr kam es vor wie Minuten, obwohl in Wirklichkeit nur Sekunden vergangen waren und man die Schüsse auch gehört hatte.

Andere Kollegen trafen ein. Neugierige erschienen an den beiden Durchgängen, sahen die Polizisten am Boden liegen und reagierten erschreckt oder stumm.

»Krankenwagen, schnell, er lebt noch!«

Wie Peitschenklänge durchhallte die Stimme eines Kollegen die Passage. Colette wusste nicht einmal, von wem er gesprochen hatte, ob von Storm oder dem Dieb.

Jemand fasste sie unter und hob sie an. »Bist du okay?«

»Ja, ich bin okay.«

»Wirklich?«

»Ja, es ist der Schock!« Sie sprach wie ein Automat. Als sie endlich stand, drehte sich alles vor ihren Augen. An einer Schaufensterscheibe stützte sie sich ab.

Ein Kollege hatte den Dieb untersucht. Als er sich aus seiner knienden Haltung erhob, zeigte sein Gesicht Überraschung. »Tot«, flüsterte er, »der Mann ist tot.«

Colette stierte ihn an. »Wie denn gestorben?«

»Ich bin kein Arzt. Vielleicht Herzschlag. Der - der hat keine Verletzung aufzuweisen.«

Die Französin atmete tief durch. Sie fuhr mit der Zungenspitze über die Lippen, ohne es zu merken.

Schlecht und schwindlig war ihr. Der Boden bewegte sich wie ein

welliges Meer, und sie kam sich vor wie eine Fremde im eigenen Körper.

Mein Retter hat ihn getötet, dachte sie. Er hat ihm das Leben genommen. Er hat…

Harte Tritte unterbrachen ihre Gedankengänge. Dazwischen klang das Heulen der Sirenen wie Schauermusik. Sie schaute auf Pete Storm, der immer gute Laune gehabt hatte.

Von zwei Kugeln war er getroffen worden, aber er lebte. Vielleicht kam er durch, sie hoffte es so sehr, denn Pete hatte eine Frau und ein Kind zu Hause.

Ein Arzt untersuchte ihn noch am Ort des Geschehens. Sein Gesicht zeigte einen bedenklichen Ausdruck und Colette konnte einfach nicht mehr an sich halten.

»Kommt er durch, Doc?«

»Ich weiß es nicht. Es sieht nicht gut aus. Zwei Kugeln, eine sitzt dicht unter dem Herzen.«

»Merde!«, flüsterte sie. »Warum hat die Erscheinung nicht früher eingegriffen? Warum nicht, zum Henker?«

Keiner gab ihr Antwort.

Sie ging zur Seite, wollte nicht sehen, wie man Pete auf die Trage legte.

Auch der Sarg für den Einbrecher war schon herbeigeschafft worden. Als der Deckel hart zufiel, klang es wie ein Schuss, und Colette schrak zusammen.

So schlimm die erlebte Szene auch für sie gewesen sein mochte, sie musste nur immer an die Erscheinung denken, die ihr das Leben gerettet hatte.

Wer war sie?

Jemand sprach sie an, ihr unmittelbarer Vorgesetzter. »Sind Sie okay, Colette?«

»Ja, Sir.«

Ein prüfender Blick traf sie. »Das scheint mir nicht so zu sein. Sie sind die einzige Zeugin.«

»Ich weiß, Sir.«

»Wann wollen Sie die ersten Fragen beantworten?«

»Jetzt.«

Und sie redete. Sie beschrieb den zweiten Einbrecher sehr genau. Nach ihm wurde eine Fahndung eingeleitet. Dann erklärte sie, wie es zu dem Drama gekommen war und dass der Mann mit der Schnellfeuerwaffe plötzlich zusammengebrochen war.

Von der Erscheinung sagte sie nichts.

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, Colette, das ist ein Wahnsinn, einfach unbegreiflich.«

Sie hob nur die Schultern.

Der Sergeant ließ sich nach vorn fallen, streckte den linken Arm aus und stemmte seine Handfläche gegen die Scheibe. »Es ist insofern ein Wahnsinn, als dass der Einbrecher an einem Herzschlag gestorben ist, wie unser Doc diagnostizierte. Können Sie sich das erklären?«

»Nein.«

»Er klappte also zusammen?«

»Ja, ich lag am Boden und er wollte mich erschießen, weil ich eine Zeugin gewesen bin.«

»Und dann schaffte er es nicht einmal, seinen Finger zu krümmen? War es so?«

»Exakt.«

Der Sergeant schlug sich gegen die Stirn. »Es will nicht in meinen Schädel, verdammt.«

»In meinen auch nicht, Sir. Ich hoffe nur, dass Pete durchkommt.«

»Wir auch.«

Der Sergeant verschwand, und Colette kam sich plötzlich so überflüssig vor. Auf ihrem Gesicht lag der kalte Schweiß. Sie wischte ihn nicht einmal weg.

Mit steifen Schritten bewegte sie sich durch die Einfahrt nach draußen, wo die Fahrzeuge standen und die Blaulichter kreisten. Die Sirenen waren stumm.

»Ich muss telefonieren«, sagte sie zu einem Kollegen, als sie in dessen Wagen stieg.

»Okay.«

Mitternacht war längst vorbei. Keine gute Zeit für einen Anruf. Darauf konnte sie jetzt keine Rücksicht nehmen. Hier ging es um mehr als um eine Mütze voll Schlaf.

Die Nummer hatte sie auswendig gelernt. Als sie die Zahlenfolge eintippen wollte, zitterten ihre Finger so sehr, dass sie große Mühe hatte, die richtigen Tasten zu treffen.

Colette hoffte nur, dass sie mit diesem Anruf auch den richtigen Weg beschritt, denn ihre weiteren Pläne standen ebenfalls fest…

***

Ich hatte die junge Kollegin mit einem verdammt unguten Gefühl fahren lassen. Obwohl die Erscheinung mir persönlich noch nicht begegnet war, ging ich davon aus, dass es sie gab, denn Colette Ingram machte mir nichts vor, sie war keine Spinnerin.

Ich hatte mich mit Suko über den Fall unterhalten. Der wiederum konnte mir auch keinen Rat geben und hatte nur die Schultern gehoben. Gegen Mitternacht trennten wir uns. Suko verschwand nach nebenan in seine Wohnung, während ich im Wohnzimmer blieb, aber immer noch nicht ins Bett ging. Es war einfach das Gefühl, aufbleiben zu müssen. Ich hatte den Eindruck, dass es in den nächsten Stunden zu

einem Drama kommen musste. Ich wartete auf einen Anruf..

Colette war ein mutiges Mädchen. Zu viel Mut, ich wäre gern bei ihr geblieben oder hätte sie von ihrem Job befreit, was bestimmt ohne Schwierigkeiten geklappt hätte.

Nun, sie hatte nicht gewollt, jetzt konnte man nur hoffen, dass es sich auszahlte.

Um einigermaßen wach zu bleiben, schaltete ich die Glotze ein. Irgendwo lief ein Musical aus den fünfziger Jahren, als Hollywood noch mehr als super war.

Ich schaute hin, ohne mitzubekommen, was da eigentlich über die Mattscheibe flimmerte.

Dann schlug das Telefon an.

Das war Colette. Ich wusste es, noch bevor ich den Hörer abgenommen hatte.

Die sich bewegenden Bilder verschwanden von der Mattscheibe, als ich auf ›Aus‹ gedrückt hatte, mich meldete und das heftige Atmen hörte.

»Bist du es, Colette?«

»Ja.«

»Alles in Ordnung?«

»Mit mir schon, aber…«

»Rede, Mädchen!«

»Nein, John, nicht jetzt. Kannst du kommen?«

»Sicher.«

Sie gab mir die Adresse durch und ich versprach, in wenigen Minuten dort zu sein, denn von meiner Wohnung aus war es nicht sehr weit. Die Passage kannte ich auch, sie war erst vor gut einem halben Jahr mit viel Drumherum eröffnet worden.

Wenig später konnte ich den Rover tatsächlich zwischen den Streifenwagen abstellen.

Colette stand allein. Jemand hatte ihr eine Zigarette gegeben, an der sie sog. Ich hatte sie noch nie rauchen gesehen und wunderte mich. Sie sah schlecht aus, lächelte aber, als ich neben ihr auftauchte. Dann warf sie die Zigarette zu Boden und trat die Glut aus.

»Toll, dass du gekommen bist.« Bei dieser Begrüßung schaute sie mich an, dann fiel sie mir entgegen und weinte.

Endlich, musste man sagen, denn nun löste sich die unnatürliche Spannung, die sie bisher umfangen gehabt hatte. Colette presste ihre Stirn gegen meine Schulter, und ihr Rücken bewegte sich, als sie schluchzte. Ich ließ sie in Ruhe und beobachtete die Umgebung. Aus den Gesprächsfetzen der uniformierten Kollegen bekam ich mit, was in der Einfahrt abgelaufen war und welch ein Glück Colette gehabt hatte.

Irgendwann ging es ihr wieder besser. Sie putzte ihre Nase, wischte die Augen trocken und nickte.

»John, es ist vorbei, aber es musste sein. Pete ist angeschossen worden, er schwebt in Lebensgefahr. Die Einbrecher waren auf einmal da, ich…«

»Okay, okay, Colette. Bist du in der Lage, alles der Reihe nach zu berichten?«

»Glaube schon.«

»Dann setzen wir uns in die kleine Bar.«

Sie lag schräg gegenüber. Die meisten Gäste standen davor, weil sie von dort aus mehr sehen konnten, und schufen uns eine Gasse. Misstrauische, fragende und neugierige Blicke begleiteten uns, als wir in das Halbdunkel schritten, in dem die rotlackierten Tische schimmerten.

Auf schmalen Kunststoffstühlen nahmen wir Platz. Ich bestellte bei dem mürrischen Kellner einen Cognac für Colette und trank selbst Saft mit Mineralwasser gemischt.

Dann redete sie. Und plötzlich sprudelten die Worte aus ihr hervor wie ein Wasserfall. Sie konnte einfach nicht aufhören. Sie sprach so schnell, dass ich genau hinhören musste, was sie mir alles berichtete. Besonders als sie das gespenstische Thema ansprach, stellte ich die entsprechenden Zwischenfragen.

»Nichts, John.« Sie breitete die Arme aus. »Es war so, wie ich es dir gesagt habe.«

»Dann hat dein Beschützer ihn getötet?«

»Ja,«

Ich zog die Stirn kraus, schaffte ein Lächeln.

»Was hast du?« Sie fasste über den Tisch hinweg nach meiner Hand.

»Das kann ich dir sagen. Irgendwie musst du diesem Geist sehr sympathisch sein.«

»Das weiß ich auch. Kannst du mir den Grund nennen?«

»Nein.«

Colette nickte heftig. »Siehst du, ich auch nicht.«

Jetzt rauchte ich eine Zigarette. Sie wollte keine mehr. »Wenn wir ihn tatsächlich finden wollen, Colette, dürfen wir nicht hier in London bleiben, dann müssen wir in deine Heimat, auf die Ile de Sein.«

Sie staunte mich an. »Das - das sagst du nur so. Meinst du das ehrlich?«

»Ich treibe damit keine Scherze. Meiner Ansicht nach kann der Fall nur auf der Insel gelöst werden. Du hast am späten Nachmittag, als wir in deiner Wohnung waren, die alten Mythen erwähnt und den Begriff Druiden.«

»Ja, das stimmt.«

»Eben, und das hat mich misstrauisch gemacht und gleichzeitig eine Alarmsirene in mir anschlagen lassen. Wir haben es hier mit einem echten Druiden-Fall zu tun, davon bin ich überzeugt.«

Sie leerte ihr Glas und trank auch Mineralwasser hinterher. »Glaubst du wirklich daran?«

»Ja, das ist meine feste Überzeugung.«

Sie verdrehte die Augen.. »Es ist unglaublich, wirklich. Es ist nicht zu fassen.«

»Wir werden fahren.«

»Wann?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht morgen. Ich werde dich jedenfalls von irgendwelchen Verhören, die mit Sicherheit auf dich zukommen, befreien. Dann muss ich noch mit meinem Chef reden, aber zuvor, Colette, möchte ich mir die Leiche ansehen.«

»Den toten Einbrecher?«

»Wen sonst?«, lächelte ich.

»Ja, gut, aber…«

»Ich bin kein Mediziner, ich möchte ihn wirklich nur sehen, das ist alles.«

Colette sagte dazu nichts weiter. Ich winkte den Kellner herbei und beglich die Rechnung. Mit gesenktem Kopf schritt die Kollegin neben mir her. Von ihrem Vorgesetzten wurden wir bereits erwartet. Der Sergeant schaute uns mit gerunzelter Stirn an. Er kannte mich, wusste auch von meinem Job.

»Dann sind wir wohl außen vor - oder?«

»Ich weiß es noch nicht. Hören Sie, Sergeant. Ich möchte mir den toten Einbrecher ansehen.«

»Den haben wir weggeschafft.«

»Wohin?«

Er gab mir die Adresse des Leichenhauses. »Er müsste dort schon eingetroffen sein. Nehmen Sie Colette mit?«

»Das hatte ich vor.«

Er grinste unecht. »Ein Protokoll muss auch geschrieben werden, das wissen Sie.«

»Selbstverständlich.«

Meine Sonderbefugnisse hatten sich mittlerweile herumgesprochen. Manchem Kollegen waren sie ein Dorn im Auge, was mich allerdings nicht weiter störte. Ich hatte meine eigenen Methoden, einen Fall anzugehen, und dabei musste ich in meinem Job auch bleiben.

Während der Fahrt schüttelte Colette immer wieder den Kopf. Sie dachte über die Dinge nach, kam dann auf die Insel zu sprechen und erklärte mir, dass dort ihre Großeltern wohnen würden. »Weißt du auch, wie man die Gegend dort nennt?«

»Nein.«

»Am westlichen Zipfel der Bretagne liegt das Finstere, und das bedeutet ›Ende des Festlandes‹. Dort ist das Meer am wildesten. Um auf die Ile de Sein zu gelangen, musst du durch die Fahrrinne von Le

Raz. Sie gilt als eine der Gefährlichsten in ganz Europa. Wusstest du eigentlich, dass sie auch noch eine mystische Bedeutung hat? Das ist mir eben wieder eingefallen.«

»Nein, wusste ich nicht.«

Colette nickte einige Male. »Über diese Fahrrinne, so sagt man, wurden früher die toten Druiden geschafft, um sie auf der Ile de Sein zu begraben.«

»Tatsächlich?«

»Ja, so die Legende.«

»Die immer ein Körnchen Wahrheit enthalten, Colette. Manchmal klein, dann wieder größer.«

Schwer atmend erwiderte sie: »Allmählich glaube ich das auch, John.« Dann hob sie die Schultern.

»Es macht mich ganz verrückt. Das ist einfach irre.«

»Jedenfalls gehe ich davon aus, dass du mit den Druiden von Ile de Sein in Verbindung stehst.«

Sie schlug auf ihre Oberschenkel. »Wie denn? Warum denn? Ich hatte nie damit zu tun und mich auch nie darum gekümmert. John, das ist doch einfach nicht wahr.«

»Man hat dich vom normalen Leben in etwas hineingerissen, das du jetzt nicht begreifst.«

»Ich werde das nie verstehen.«

»Sag das nicht zu laut, Colette. Es gibt Vorgänge, da musst du einfach vergessen, nach einer realen Erklärung zu suchen. Es gibt eine, die wirst du akzeptieren müssen.«

»Bon, du bist der Fachmann.«

Ich bog nach links ab und erreichte den Hof der Leichenhalle.

Der Bau selbst war ein Kasten, aus Ziegelsteinen errichtet und machte schon von außen einen abweisenden Eindruck. Daran konnten auch die Lichter hinter den Scheiben nichts ändern, die für eine geringe Auflockerung der Fassade sorgten.

Als wir ausstiegen, fröstelte Colette. »Das liegt nicht an der nächtlichen Kühle, John, ich fühle mich eben so. Es - es mag wohl der Gedanke an den Toten sein.«

»Möglich.«

Ein Mann im grauen Kittel und einem ebenso grauen Gesicht öffnete uns. In seine müden Augen kehrte kein Interesse, als er meinen Ausweis sah. Er handelte pragmatisch. »Wen wollen Sie sehen?«

»Den Mann, der zuletzt bei Ihnen eingeliefert worden ist. Liegt knapp eine Stunde zurück.«

»Ach, der Herzschlag.«

»Richtig.«

»Kommen Sie mit.« Er winkte mit einer flatterig anmutenden Handbewegung. »Wir müssen nicht in den Obduktionssaal.«

»Wie schön.«
Dennoch lag der Tote in einer kühlen Kammer und auch in einem der Fächer.
Der Geruch nach Desinfektionsmitteln widerte mich an. Er setzte sich auch oft genug in der Kleidung fest. Manchmal roch ich ihn noch zwei Tage später.
Dass sich Colette nicht wohlfühlte, war ihr anzusehen. Sie ging steif neben mir her, wirkte in ihrer Uniform fremd für mich und hatte die Hände zu Fäusten geballt.
Ziemlich am Ende der langen Schubfächerwand blieb unser Führer stehen und schaute noch- einmal auf die vorn angebrachten Nummern, bevor er eine Lade herauszog.
Sie lief uns lautlos auf gut geölten Schienen entgegen. Wir traten zur Seite. Colette stand mir gegenüber, die rechte Faust gegen das Kinn gepresst.
»Das ist er.«
Die Leiche war nackt. Ein Laken bedeckte sie. Nur der Kopf schaute hervor.
Ich hatte den Mann noch nie gesehen. Er hatte eine Knollennase und eine recht hohe Stirn. Mund und Augen waren geöffnet.
Der starre Blick ließ Colette schaudern.
Mich interessierte er weniger, denn ich sah mir die Haut genauer an, weil ich einen bestimmten Verdacht hegte. Es war nicht genau zu erkennen, deshalb winkte ich unseren Führer näher, der sich etwas abseits aufgestellt hatte.
»Hören Sie, Mann! Sie haben doch Routine, was diese Arbeit hier angeht, denke ich.«
»Schon.«
»Fällt Ihnen an dem Toten etwas auf?« Bevor er antworten konnte, präzisierte ich meine Frage.
»Konzentrieren Sie sich auf die Haut. Sehen alle Leichen so aus?«
»Meinen Sie bleich?«
»Unter anderem.«
»John, was willst du damit sagen?«, wunderte sich Colette. »Was ist anders an diesem Toten?«
»Warte ab.«
Der Mann nahm seinen Job ernst. Er untersuchte die Leiche mit Blicken und trat zurück.
»Na?«
»Tja.« Er schnaubte wie ein Pferd. Erst jetzt stellte ich fest, dass er nach Tabak roch. »Es ist so. Die Haut kann einen gewissen Schimmer haben, was ich allerdings nicht beeiden würde.«
»Welchen Schimmer?«
»Grünlich?« Er stellte das Wort als Frage.

»Das haben Sie gesehen?«
Er hob einen Finger. »Das glaube ich gesehen zu haben, Mister. Schwören würde ich es nicht.«
»Dann haben Sie das Gleiche gesehen wie ich. Danke sehr. Es ist okay.«
Er zog sich zurück, und Colette schüttelte den Kopf. »Was hast du gesehen, John?«
»Den Schimmer.«
»Ich nicht.«
»Überwinde dich bitte und schau genau hin. Du wirst sehen, dass ich mich nicht getäuscht habe.«
Die junge Kollegin atmete so schwer und tief aus, dass der Luftstrom die dunklen Haare des Toten zittern ließ. Für einen Job, den sie sich ausgesucht hatte, musste man eine gewisse Härte mitbringen, denn das hier waren Szenen, in denen sie nötig war.
Sie beugte sich so weit über die Leiche, als würde sie eine Lupe in der Hand halten. Ich ließ sie schauen, spürte plötzlichen Durst, vielleicht auch deshalb, weil ich mir den widerlichen Geschmack aus dem Mund spülen wollte.
Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf und schaute in mein Gesicht.
»Ist dir etwas aufgefallen?«
»Sehr viele Tote habe ich noch nicht in meinem Leben gesehen, aber ich meine, dass die Haut zwar bleich ist, gleichzeitig aber einen leichten Grünschimmer zeigt.«
»Tatsächlich?«
»Ja, John.«
Mein Lächeln wurde breit. »Dann, liebe Colette, hast du das Gleiche festgestellt wie ich. Die Haut hat einen grünen Schimmer.« Ich fasste den Toten an. »Sie ist zudem kälter als bei einer normalen Leiche. Es kommt mir beinahe so vor, als wäre dieser Tote innerlich regelrecht eingefroren.«
Ihr Blick weitete sich. »Ja - geht das denn?«
»Die Druiden waren Magier, sie besaßen Kräfte, von denen wir nicht viel wissen.«
»Wie geht es weiter?«
»Hier nicht mehr.«
Colette war froh, den Raum verlassen zu können, ich nicht minder. Beide schauten wir zu, wie der Angestellte die Leiche abdeckte und die lange Lade wieder in das Regal schob. Dabei pfiff er noch ein Liedchen.
Wer hier arbeitete, musste sich ein verdammt dickes Fell anschaffen, das stand fest.
Beide waren wir froh, wieder auf dem Hof stehen zu können, wo ich

in den dunklen Himmel schaute.
»Bleibt es bei unseren Plänen, John?«
Ich nickte bedächtig. »Es wird dabei bleiben, jetzt erst recht. Ich kann dir zwar keine Lösung präsentieren, aber wir müssen davon ausgehen, dass du vom Geist eines Druiden-Priesters verfolgt wirst, Colette. Darauf deuten die Spuren hin.«
»Und den willst du auf der Insel finden?«
»Ja, denn er will ja, dass du dorthin kommst. Es ist etwas geschehen, Colette. Möglicherweise wurde auf der Ile de Sein eine alte Legende wahr.«
Sie schauderte und schüttelte sich leicht. »Wenn ich daran denke, habe ich keine große Lust, wieder nach Hause zu fahren. Außerdem muss ich meinen Dienst in Rennes…«
»Das wirst du später alles noch können, Colette.«
»Ja, falls wir überleben.«
»Zweifelst du daran?«
»Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Es ist mit einem Mal alles so anders geworden. Ich bin mir nicht sicher, wie ich mich verhalten und ob ich diesem Geist glauben soll.«
»Er will dir nichts Böses, Colette. Wäre das der Fall gewesen, hätte er dich nicht beschützt.«
Sie schüttelte den Kopf, lachte und sprach gleichzeitig. »Weißt du, was ich an dir bewundere, John?«
Ich winkte ab. »Hör auf, gar nichts.«
»Doch. Deinen unerschütterlichen Optimismus, trotz deines Jobs, der ja aus dem Rahmen fällt.«
Ich öffnete die Tür. »Vielleicht gerade deshalb, Colette. Irgendwo muss man sich seine Kraft herholen, um weitermachen zu können. Da bleibt mir nur der Optimismus, und außerdem kostet der nichts. Man muss nur daran glauben…«

***

Langusten, andere Meeresfrüchte, Sand und Wind pur, dafür war die westliche Ecke der Bretagne berühmt. Den besten Hummer der Welt sollte es hier geben, wovon ich mich hatte überzeugen können, denn wir waren in Audierne auf ein Schiff gestiegen, das uns zur Ile de Sein bringen sollte.
Die Fahrzeit dauerte eine gute Stunde. Die Fähre kam gut voran, denn das Meer zeigte sich an diesem Tag nicht von seiner stürmischen Seite.
Zwar war der Wellengang verhältnismäßig hoch für meinen Geschmack, doch die Fahrgäste lachten darüber. Sie waren anderes Wetter gewohnt.
Ich war der einzige Fremde auf dem Schiff. Colette hatte einige

Bekannte begrüßt, denn hier kannte jeder jeden. Außerdem stammten zahlreiche Fahrgäste von der Insel, die sich auf der Rückfahrt befanden.

Wir saßen unter Deck, wo in einem kleinen Restaurant auch Imbisse serviert wurden.

Auf Empfehlung Colettes hin hatte ich mir einen Langustensalat mit Möhren, Tomaten und Nussöl bestellt, trank dazu einen Weißwein und ließ es mir gut gehen, denn ich gehöre zu den Menschen, die auf einer Seereise essen konnten und dieses Essen auch bei sich behielten. »Er ist wirklich gut«, lobte ich den Salat und gleichzeitig auch Colette. »Eine tolle Empfehlung.«

Sie schüttelte nur den Kopf. »Dass du so essen kannst, begreife ich nicht.«

»Wieso?«

»Schließlich liegt etwas vor uns.«

Ich winkte ab. »Das schaffen wir schon. Wir haben schließlich auch das hinter uns Liegende geschafft.«

»Ja, da sagst du was.«

Es war alles glatt gelaufen, Sir James hatte keine Einwände gehabt, nur die Reise war etwas schwierig gewesen. Wir hatten sie mit der Bahn unternommen, denn fliegen und anschließend einen Leihwagen nehmen war nicht drin. Diese Fähre transportierte keine Autos, hatte ich mir sagen lassen.

Colette fühlte sich unbehaglich. Sie rutschte auf dem Stuhl hin und her und scheuerte manchmal mit den Händen über den Stoff der Jeansjacke. Ich aß in Ruhe, obwohl mir ihre Nervosität auffiel.

Schließlich fragte ich nach dem Grund.

»Es ist komisch, John. Nicht allein, dass wir jetzt auf die Insel fahren, nein, da spielt noch eine andere Tatsache mit.«

»Welche?«

»Die Leute schauen mich alle so komisch an. Zumindest die, die mich kennen.«

»Täuschst du dich da nicht?«

»Nein, auf keinen Fall. Ich versuche die ganze Zeit über, ihre Blicke zu deuten.«

»Und? Ist etwas dabei herausgekommen?«

»Ja, sie sind anders als sonst. So traurig und gleichzeitig mitfühlend.«

Ich lächelte über meine Gabel hinweg. »Bildest du dir das nicht ein?«

»Auf keinen Fall, John. Ich kenne die Menschen hier. Sie schauen sonst anders.«

»Wie denn?«, erkundigte ich mich lächelnd.

»Einfach anders - freundlicher oder so. Sie kommen mir vor, als dächten sie, ich hätte etwas Schlimmes getan.«

»Wenn du den einen oder anderen kennst, schlage ich vor, ihn zu

fragen.«

»Das werde ich auch.« Mit einem Ruck stand sie auf.

Ich blieb am Tisch sitzen, aß weiter, nippte hin und wieder am herrlich trockenen Weißen und schaute durch die Scheibe auf das Wasser.

Gischt war an den Seiten des Schiffes in die Höhe geweht worden und hatte ein Muster aus Tropfen und langen Wasserfäden an den Scheiben hinterlassen.

Eine sehr lange Dünung trieb gegen das Schiff, sodass es zu kämpfen hatte, um sich seinen Weg zu bahnen. Der Himmel war an manchen Stellen superblau, und zwar dort, wo nicht die riesigen, schneeweißen Wolkenberge die Bläue verdeckten.

Viele Maler und Schriftsteller haben von der Weite der Bretagne geschwärmt, vom Licht, vom hohen Himmel, und sie hatten nicht geflunkert.

Das letzte Stück Langustenfleisch verschwand in meinem Mund. Ich spülte mit Wein nach und war zufrieden. In ungefähr einer halben Stunde würden wir die Insel erreicht haben.

Die Bewohner dort lebten vom Langustenfang, auch wenn dieser nicht mehr so gut ausfiel wie früher, denn die verdammte Umweltverschmutzung machte vor nichts Halt.

Colette war noch nicht zurück. Da ich relativ ungünstig saß, drehte ich mich um. Ich entdeckte sie nicht, wurde aber von einigen Leuten mit kalten Blicken bedacht, die man auch als neutral bezeichnen konnte.

Irgendetwas war hier nicht in Ordnung, das Gefühl hatte ich. Sollte Colette mit ihrem vagen Verdacht Recht behalten haben? War man bereits - durch welche Informationen auch immer - über unsere Ankunft informiert worden?

Ich wusste es nicht, sah aber an der Tür Bewegung, als Colette wieder erschien. Sie musste wohl auf einer der Toiletten gewesen sein. Ich wollte mich wieder umdrehen, als mir ihr Gang auffiel. Er war staksig und schwankend zugleich.

Da stimmte etwas nicht…

Rasch stand ich auf, um ihr entgegenzugehen. Sie hatte den Tisch schon erreicht.

Colette weinte leise. Wie eine Schlafwandlerin ließ sie sich auf den Stuhl sinken und starrte ins Leere.

»Was ist los mit dir?«

Sie nickte, dann sprach sie. »Ich weiß jetzt, weshalb die Leute mich so komisch angeschaut haben, jetzt weiß ich es.«

»Und weshalb?«

»Sie sagten mir, dass ich zu spät gekommen wäre. Er - er ist gestern begraben worden.«

»Wer denn?«

Sie schaute mich mit einem gläsern wirkenden Blick an und flüsterte kaum hörbar: »Mein Großvater…«

Ich schloss die Augen. Ein Schauer rann über meinen Rücken. Mit einer derartigen Nachricht hätte ich nie gerechnet. War es Zufall, oder steckte dahinter Methode?

Ich bevorzugte die letztere Alternative.

Colette saß mir gegenüber wie festgefroren. Auf ihrer Gesichtshaut schienen winzige Eiskörner zu sitzen. Blutleer wirkten die Lippen. Nur die Augen und deren unmittelbare Umgebung waren gerötet. Mit einem Taschentuch wischte sie durch die Ecken.

»Gestern war die Beerdigung?«

»Ja.«

»Weshalb hat man dir nichts davon gesagt? Man hätte versuchen können, dich zu benachrichtigen.«

Sie schaute mich traurig und auch ein wenig bedauernd an. »John, die Insel ist nicht Paris oder London. Da sind die Menschen anders, auch die Umwelt ist eine andere und die Gegebenheiten dort. Ich glaube, dass es nicht einmal ein Telefon dort gibt. Jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern.«

Ich legte meine Hand auf die ihre. »Dass dein Großvater tot ist, Colette, tut mir sehr leid für dich, aber wir müssen jetzt nach vorn schauen. Ich weiß nicht, wie alles zusammenpasst, das Erscheinen des Geistes, der Tod deines Großvaters. Ich gehe allerdings davon aus, dass eine Verbindung existiert. Ich bin davon sogar überzeugt und möchte gern wissen, wie dein Großvater starb.«

»Seine Frau fand ihn.«

»Ist er gewaltsam ums Leben gekommen?«

Sie hob die Arme und ließ sie wieder sinken. »Das hat man mir nicht gesagt, doch werde ich das Gefühl nicht los, dass man mir indirekt die Schuld an seinem Tod gibt.«

»Das ist Unsinn.«

»Denke ich auch, aber ich hörte Bemerkungen wie: Du gehörst zu denen da. Du gehörst nicht mehr zu uns.«

»Was meinten sie damit?«

»Kann ich dir auch nicht sagen, John. Aber ich habe mir natürlich Gedanken darüber gemacht und habe den Eindruck, dass es mit den Druiden zusammenhängt.«

Es gehörte sich zwar nicht, ich tat es trotzdem und deutete mit dem Zeigefinger auf Colette. »Wie kannst du eine von ihnen sein, ohne es zu wissen?«

»Das ist eben mein Problem.«

Ich senkte den Kopf, wartete, bis Colette ihre Nase geputzt hatte, und redete dann weiter. »überlege bitte genau. Denk auch an deine

Vergangenheit. Hast du irgendwann einmal Kontakt mit den Druiden oder ihrer alten Magie gehabt?«

»Nein.«

Die Antwort erfolgte mir zu schnell. »Bitte, Colette, du musst intensiver nachdenken. Versuche, in deiner Vergangenheit nachzugraben, ich bitte dich.«

»Nein, John, wir haben nur…« Sie stockte, runzelte die Stirn.

»Hast du dich erinnert?«

Die erste Antwort war eine abwinkende Handbewegung. »Nicht erinnert, mir ist nur der Gedanke an meine Kindheit gekommen. Wir haben als Kinder oft auf einem bestimmten Platz gespielt, der ein Druidenfriedhof sein soll.«

»Auf der Insel?«

»Ja.«

»Was ist dort geschehen?«

»Ich hörte mal Stimmen. Sie wisperten, sie flüsterten, aber es war niemand zu sehen.«

»Dann haben die toten Druiden gesprochen?«

»Geht das?«

»Hast du es nicht erlebt?«

»Natürlich - sorry.«

»Kannst du dich an den ungefähren Wortlaut erinnern, auch wenn es so lange her ist?«

»Kaum.«

»Versuche es!«, drängte ich. »Das kann ungemein wichtig für die Lösung des Falls sein. Ich habe das Gefühl, dass du der Stein des Anstoßes bist.«

»Dann glaubst du auch, dass ich mit dem Tod meines Großvaters…«

»Nein, ich glaube gar nichts, Colette. Ich habe dich nur gebeten, dich zu erinnern.«

»Na ja.« Sie hob die Schultern. »Es ist so, weißt du, sie sprachen von einer Begegnung, glaube ich. Man will mich irgendwann holen oder so. Das jedenfalls ist mir in Erinnerung geblieben. Ich war damals zehn oder elf Jahre alt.«

Schnaufend holte ich Luft. »Das wird es sein, Colette, das wird es sein. Sie haben sich deiner wieder erinnert. Jetzt bist du alt genug geworden.«

»Für was?«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich noch nicht, Kind. Wir werden es herausfinden.«

Colette schwieg, senkte den Kopf und hing ihren Gedanken nach. Nach einer Weile holte sie seufzend Atem. »Ja, du hast Recht, ich will dir ehrlich sagen, dass ich jetzt Angst davor habe, die Insel zu betreten. Am liebsten möchte ich wieder zurückfahren und…«

»Wir stehen das durch, Colette. Wir müssen es durchstehen, sonst wirst du niemals Ruhe haben.«

Sehr nachdenklich schaute sie auf die Tischplatte. »Wenn ich nur schon wüsste, was da auf mich zukommt. Ich weiß gar nichts, und es ist einfach die Ungewissheit, die an mir nagt. Kannst du das nachvollziehen?«

»Ich glaube es dir.«

Sie schaute aus dem Fenster, wobei ich den Eindruck hatte, als würde sie das Meer mit seinen weiten Wellen und der hohen Dünung überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen. Colette redete von ihrer Kindheit, sie sprach von ihren Großeltern, ihrer Jugend und davon, wie sie dann weggegangen war, um auf dem Festland ihre Chancen zu suchen. Mich wunderte nur, dass sie nie von den Eltern redete.

»Davon bin ich weg. Sie sind nicht mehr zusammen. Ich rechne damit, dass sie tot sind.«

Die Insel erschien in meinem Sichtfeld. Eine hohe steile Küste, deren Felsen weiß schimmerten.

»Was immer auch passieren mag, Colette, wir beide stehen zusammen. Du kannst dich auf mich verlassen.«

»Danke.« Sie schaffte ein zartes Lächeln, wurde schnell wieder ernst und sagte: »Ich weiß nicht einmal, wo wir wohnen werden, wenn wir auf der Insel sind.«

»Bei deiner Großmutter, denke ich.«

»Wenn die ebenfalls der Meinung ist wie die anderen Leute hier, wird sie es nicht zulassen.«

»Ich bitte dich, Colette. Sie wird doch nicht ihre eigene Enkelin hinauswerfen.«

»Wer kann das sagen?«

»Warten wir es ab. Ich möchte jedenfalls nach dem ersten Schritt an Land das Gebiet aufsuchen, wo du als Kind so oft umhergelaufen bist.«

»Den alten Druidenfriedhof?«

»Ja.«

»Da gibt es nichts zu sehen, John, wirklich nicht. Dort steht nichts, was auf einen Friedhof hindeuten würde. Du siehst nicht einmal einen Grabstein.«

»Warten wir es ab.«

Die Ile de Sein rückte immer näher. Sie war grün oberhalb der Felsen, wie wir schon jetzt erkennen konnten. Der Wind trieb die mächtigen Wellen gegen die Steilküste, wo sich lange Gischtstreifen bildeten, die am weißen Gestein in die Höhe kletterten.

Dieser Flecken Erde hätte sicherlich auch Maler und Schriftsteller zu kreativer Arbeit beflügelt.

Ein kleiner Hafen war ebenfalls vorhanden. Er lag in einer Bucht und wurde zusätzlich durch eine mächtige Mauer geschützt, die als

Wellenbrecher diente.

Ich konnte mir gut vorstellen, dass bei einem der großen Stürme die Mauern nicht viel abhielten.

»Können wir als Letzte das Schiff verlassen?«, bat mich Colette. »Ich habe nichts dagegen.«

»Danke.« Sie stand auf und nahm ihre Reisetasche, die sie über die Schulter hängte.

Die See war ruhiger geworden, als wir in den Hafen einliefen. Meine Gedanken drehten sich bereits um die nahe Zukunft, und ich fragte mich, welch gefährliche Druidenmagie uns auf diesem kleinen Eiland erwarten würde…

***

Der Wind spielte mit unseren Haaren. Er wehte zwar ständig, hin und wieder jedoch überfiel uns eine der scharfen Böen, sodass wir uns dagegen anstemmen mussten.

Trotz des Sonnenscheins war es kalt, auch der Fußmarsch von zwanzig Minuten hatte uns nicht erwärmen können. Am Rande des Druidenfriedhofs waren wir stehen geblieben, und ich musste Colette Ingram Recht geben, was ihre Beschreibung anging.

Von einem Friedhof im herkömmlichen Sinne war hier nichts zu sehen. Vor uns lag ein sehr flaches Stück Gelände mit noch jungem Baumbestand und Büschen, die sich gegen den immerwährenden Wind stemmten.

Das Gras wuchs hoch, es gab kaum kahle Flecken, aber einer fiel mir doch auf.

Als ich näher kam, entdeckte ich die Aschereste, die sich in den Boden regelrecht eingefressen hatten und deshalb nicht mehr davongeweht werden konnten.

Auch Colette schaute hin. »Was kann das gewesen sein? Oder was ist das überhaupt?«

»Schwer zu sagen. Hier hat jemand ein Feuer angezündet. Ich denke da an eine Opferstätte.«

Die junge Französin beugte sich vor. Ihre Handflächen legte sie auf die Oberschenkel. »Eine Opferstätte?«, wiederholte sie mit leiser Stimme. »Bist du sicher?«

»Fast.« Ich zeichnete mit der Hand den Kreis nach. »Ungewöhnlich ist es nicht. Den Druiden wurden Opfer dargebracht. Sie waren die Mächtigen, die Wissenden, die Eichenkundigen. Sie sind von den Menschen verehrt, geliebt und auch gehasst worden. Man brachte ihnen gewisse Opfer dar.«

»Menschen?«, hauchte sie.

»Weiß ich nicht genau. Oft waren es die Früchte des Feldes und auch Tiere. Darauf deutet die Opferstätte hin. Wenn hier Druiden zur

letzten Ruhestätte gebettet worden sind, muss dieses Gelände eine magische Bedeutung haben.«

»Das sagen auch die Bewohner.« Colette ging einige Schritte zur Seite. Sie hatte einen sehr nachdenklichen Gesichtsausdruck bekommen und hielt ihren Kopf gegen den Wind, um ihn sich in das Gesicht und durch die Haare fahren zu lassen.

Ich umrundete derweil die Opferstätte. Möglicherweise fand ich Spuren, wo ich einhaken konnte.

Nichts war zu sehen, nur diese grauschwarze verbrannte Erde. Ich dachte schon darüber nach, ob ich es mit der Aktivierung meines Kreuzes versuchen sollte, als mich Colettes Ruf aus den Gedanken riss.

»John, bitte…«

Sie stand da, hatte die Arme ausgestreckt, als wollte sie mit ihren Händen gegen den Wind fassen.

Ihr Gesicht wirkte so blass, als wäre es gekalkt worden.

»Es ist wie früher, John, wie früher.«

»Wie meinst du das?«

»Der Wind lockt die Stimmen der Toten herbei…«

***

So wie sie die Worte ausgesprochen hatte, waren sie dazu angetan, bei mir einen leichten Schauer zu erzeugen.

Ich hatte von der Veränderung nichts bemerkt, was im Prinzip nichts besagte, denn Colette stand auch woanders und möglicherweise günstiger als ich. Ihre Haltung war die Gleiche geblieben, die Arme ausgestreckt, die Hände gespreizt, als wollte sie den Wind einfangen. Einige Male schüttelte sie den Kopf, dabei konnte sie sogar lächeln, als wäre ihr ein besonderes Stück Erinnerung aus der Kindheit zurückgegeben worden.

Ich ging langsam auf sie zu, so gedreht, dass mich der Wind ebenfalls von vorn erwischen und ich seinem ›Gesang‹ lauschen konnte. Hatte er sich wirklich verändert, oder bildete sich Colette dies nur ein?

Noch spürte ich nichts. Er fuhr weiterhin durch meine Haare, war trotz des Sonnenscheins ziemlich kalt und brachte den frischen, klaren Geruch mit, der meine Lungen kräftig durchspülte.

Wenn er tatsächlich andere Laute mit sich führte, dann musste ich es hören, oder ich war nicht sensibel genug, um diese Stimmungen wahrnehmen zu können.

Auf gleicher Höhe mit Colette Ingram blieb ich stehen. Sie kümmerte sich nicht um mich. Ich forschte in ihrem Gesicht nach, wo sich der Ausdruck ebenfalls verändert hatte. Er kam mir verklärter vor, mehr in der Erinnerung lebend, allerdings auch von einem Wissen überlagert, dass sich zu früher hin nichts verändert hatte.

Es wäre unklug gewesen, sie jetzt zu stören. So ließ ich sie in Ruhe

forschen, damit sie mir später mehr sagen konnte.

Wie viel Zeit verstrich, bis sich Colette wieder normal bewegte, konnte ich nicht sagen, jedenfalls holte sie tief Luft, bevor sie sich zu mir umdrehte.

»Nun?«

Colette gab mir keine Antwort, strich durch ihr Haar, danach über das Gesicht und hob die Schultern. »Hast du die Botschaft nicht gehört?«

»So ist es.«

Sie hob die Schultern. »Vielleicht gilt sie auch nur den Menschen, die hier einmal gelebt haben und mit dem Land verwachsen waren. So kann es sein.«

»Was hast du gehört?«

»Es war - es war wie eine Botschaft, die man mir schickte, John. Ja, wie eine Botschaft.«

»Hatte sie auch einen Text?«

Beinahe unwillig schaute sie mich an. »Nein, der Wind kann keine Worte formen.«

»Tatsächlich nicht?«

»Glaubst du mir nicht?«

In der Tat hatte ich das Gefühl, sie würde mir etwas verschweigen. Ich ging nicht weiter darauf ein, sondern fragte noch einmal nach, was sie genau erfahren hatte.

»Der Wind brachte mir einen Gruß. Er hieß mich willkommen, John. Ja, er hieß mich tatsächlich willkommen in der alten Heimat. Es kam mir so vor, als hätten die Menschen auf mich schon immer gewartet.« Sie lächelte weich. »Irgendwie tat es mir gut, kannst du das begreifen?«

»Sicher.«

»Das war ein Flüstern und Raunen«, sprach sie weiter. »Ich kann es nicht erklären, aber ich weiß nun, dass die Ile de Sein reich ist an geheimnisvollen Wesen. Hier leben die Geister, John, hier grüßen die Seelen der Toten, glaube ich.«

»Wer könnten diese Toten sein?«

»Sie sind uralt. Druiden, die Geister der Druiden leben weiter. Es war ihr Stöhnen, das sich mit dem aus der Bucht der Verstorbenen vereinigte.«

Für mich war ein neuer Begriff aufgetaucht. »Bucht der Verstorbenen? Was ist das schon wieder?«

»Dort halten sich die Geister der Ertrunkenen auf, die keine Ruhe finden können. Sie sind in das Reich der Druiden eingegangen, erzählt man sich hier.«

»Was war sonst noch?«

Sie schloss die Augen. »Nichts mehr, John, es war gar nichts. Ich

habe dir alles erzählt.«

Das glaubte ich ihr nicht. Im Gegensatz zu London hatte sich Colette verändert. Sie kam mir wie eine Fremde vor und schien zu mir auf Distanz gegangen zu sein, die ich mir auch nicht erklären konnte, denn in London hatte sie anders reagiert. Da war sie viel zutraulicher gewesen, jetzt schien es ihr nicht zu gefallen, dass ich mich an ihrer Seite aufhielt.

Ich fragte sie direkt. »Hast du etwas gegen mich, Colette?«

Sie erwachte wie aus einem tiefen Traum, schreckte zusammen und starrte mich an. »Wieso?«

»Es war nur eine Frage. Mir kommt es vor, als hättest du dich verändert. Du bist anders als in London. Ich könnte mir vorstellen, dass du sogar mit deinem Lebensretter gesprochen hast.«

War das Erschrecken in ihren Augen echt? Hatte ich mit meiner Frage einen bestimmten Punkt getroffen?

»Nun?«

Sie lächelte, dann lachte sie, schüttelte den Kopf und sagte nur: »Unsinn, John.«

»Okay, du musst es wissen.«

Colette lief weg und nahm ihre Reisetasche hoch. »Sollen wir nicht zu meiner Großmutter gehen?«

»Ich habe nichts dagegen, aber du hast auch gesagt, dass du dem Friedhof und damit dem frischen Grab deines Großvaters einen Besuch abstatten willst. Oder möchtest du nicht?«

»Du denn?«

Ich nahm meine Reisetasche ebenfalls an die Hand. »Colette, ich bin nicht der unmittelbar Betroffene. Es ist allein deine Entscheidung, ob du es willst oder nicht.«

Sie nickte. »Du hast im Prinzip Recht, John. Es wird sich wohl gehören, wenn wir ihn besuchen.«

»Das meine ich auch.«

»Den Weg kenne ich. Der alte Friedhof liegt in der Nähe des Dorfes. Er ist sehr klein.«

Mir kam die Insel menschenleer vor. Auf unserem Weg begegneten wir niemandem. Dafür konnten wir den Anblick der Landschaft genießen, die mir in ihrer Kargheit sehr gefiel.

Diese Gegend musste man entdecken, man konnte sie einfach nicht beim ersten Hinsehen erfassen.

Auch die zahlreichen Steine, die wie weggeworfene Murmeln von Riesen wirkten, passten in ihrer weißgrauen Farbe genau in das Bild.

Colette sprach wenig, hin und wieder nickte sie, als wollte sie sich bestätigen.

»Woran denkst du?«

»An früher.« Sie blieb stehen, schaute zum Meer hin und fragte:

»Sieht es nicht toll aus?«

»Wunderschön.«

Colette lachte. »Komisch, ich kann überhaupt nicht begreifen, dass ich die Insel verlassen habe.«

»Man wird eben erwachsen.«

»Möglich.«

Sie ging weiter, beschwingter als sonst, und näherte sich dem kleinen Ort, einer Ansammlung von Häusern, über deren Dächer der Kirchturm ragte.

Es war eine sehr alte Kirche. An der Bauweise erkannte ich noch die romanische Form. Eckig und schmucklos, bestehend aus hellgrauen bis weißen Steinen.

Straßen existierten hier nicht. Wenn jemand die Landschaft verließ, musste er über Pfade gehen, von denen einer den Friedhof als Ziel hatte. Er war einfach da, es gab keine Mauer, die ihn einfriedete, und er stand in der Landschaft, als würde er dazugehören.

Den einzigen Schutz zum Westen hin bildete eine wilde Brombeerhecke, durch die man sich hätte wühlen müssen, um das kleine Gräberfeld zu erreichen.

Wir hatten es besser und konnten von einer der anderen Seiten den Friedhof betreten.

Er war tatsächlich klein, in die Landschaft eingefasst, wirkte gepflegt und die hellen Grabsteine schauten aus dem Grün des Bodens hervor, als wollten sie uns freundliche Grüße schicken.

Ein Grab fiel besonders auf. Es lag auf der rechten Seite, wo schlanke Bäume standen, deren biegsame Zweige an Pappeln erinnerten.

»Das muss es sein!«, flüsterte Colette.

»Gehen wir hin.«

Sie ging mit zögernd gesetzten Schritten. Ich beobachtete sie genau. Colette hatte sich verändert. Sie zeigte nicht mehr die Forschheit und den Mut der jüngsten Vergangenheit. Es schien ihr unangenehm zu sein, auf das frische Grab ihres Großvaters zuzuschreiten.

Es war noch nicht eingeebnet worden. Der Lehmhügel wölbte sich über den Umrissen. Die beiden Kränze und Blumen wirkten irgendwie verloren. Schleifen flatterten im Wind. Nicht einmal ein Kreuz steckte in der feuchten Erde.

Ich war neben Colette stehen geblieben, die ihren Kopf gesenkt hielt. Gern hätte ich gewusst, was sie jetzt dachte, aber ihrem Gesicht war nichts anzusehen. Es blieb verschlossen wie der Mund. Es war maskenhaft starr.

Die Tasche hatte sie neben sich gestellt, um die Hände frei zu haben, die übereinander lagen.

Ich räusperte mich, sie reagierte nicht, dann sprach ich meine Begleiterin an. »Colette, woran denkst du?«

»An nichts.«
»Du lügst.«
»Nein. Vielleicht denke ich jetzt daran, dass er tot ist und mir zuvor ein Geist begegnete.«
»Aber nicht sein Geist!«
»Bestimmt nicht.«
»Welcher dann?«
Meine Frage gefiel ihr nicht. Sie holte einige Male Luft, bevor sie eine Antwort gab. »Es ist ein anderer, einer, den es fast immer gab, und der sich quält.«
»Du weißt also mehr?«
»Zu wenig, John.« Sie starrte auf das Grab, ging noch weiter vor, bückte sich und zupfte die beiden Schleifen zurecht, die der Wind in eine andere Richtung geweht hatte.
Ich fragte mich, wie dieser Mann ums Leben gekommen war und vor allen Dingen, ob er eines natürlichen Todes gestorben war.
Colette kam wieder zu mir zurück. Rückwärts ging sie, den Blick auf das frische Grab gerichtet.
Beide hörten wir die Stimme, die gar nicht freundlich klang.
»Weshalb bist du gekommen, Druiden-Braut?«

***

Der Sprecher hatte sich lautlos angeschlichen. Er stand hinter uns, und ich fuhr blitzschnell herum, während Colette nichts tat und zunächst regungslos stehen blieb.
Der Mann war schon älter, sehr groß, auch breitschultrig. Sein graues Haar hatte der Wind zerwühlt, die Augen blickten klar und grau wie Kieselsteine, und das volle Gesicht zeigte die gesunde Bräunung eines Menschen, der es gewohnt war, sich lange in der Natur aufzuhalten.
So wie er uns anschaute, mussten wir in ihm nicht eben einen Freund sehen, mehr einen Feind. Und über seine Worte dachte ich besonders intensiv nach. Wie kam er dazu, Colette als eine Druiden-Braut zu bezeichnen?
Ich wollte es noch einmal wissen und fragte ihn: »Was haben Sie da gesagt? Druiden-Braut?«
»Ja!«
»Können Sie das erklären?«
Seine Jacke stand offen. Der dicke Stoff bewegte sich mit, als er heftig den Kopf schüttelte.
»Wollen Sie nicht?«
»Lass es«, sagte Colette, ohne sich umzudrehen. Sie stand steif auf dem Fleck, den Rücken durchgedrückt. »Lass ihn, John, er soll ruhig reden und sich wer weiß was denken.«
»Nein, nein, ich will es wissen.«

»Sie haben hier nichts zu sagen, Fremder!«
Ich lächelte schmal. »Können Sie mir sagen, wer Sie sind, Monsieur? Das hätte ich gern gewusst.«
»Ich heiße Lerain und bin der Pfarrer auf dieser Insel. Ich gebe den Menschen Schutz.«
»Aha. Stimmt das, Colette?«
»Ja, er ist so etwas Ähnliches.«
»Was heißt das?«
»Er hat sich dazu gemacht.«
»Hör auf zu reden, du Verfluchte! Verlasse diesen Ort, geh weg von hier. Wir wollen dich nicht. Du bist gekommen, und du sollst wieder gehen. Lass uns in Frieden!«
Jetzt erst fuhr sie herum. Ihr rechter Arm schnellte vor, der Zeigefinger deutete gegen den Grauhaarigen. »Du hast kein Recht, Lerain, mich von hier wegzuschicken, verstanden? Du hast kein Recht dazu. Ich bin gekommen, ich habe hier einmal gelebt, und ich werde auf der Insel so lange bleiben, wie ich es will.«
»Keiner will dich, keiner will eine verdammte Druiden-Braut. Du sollst uns verlassen. Der Tod deines Großvaters war der Anfang, ich und wir alle glauben, dass es weitergehen wird. Du bist der Fluch, du bist verflucht, Colette Ingram.« Er drohte mit der Faust, und seine Stimme hatte sich angehört, als hätte er vom Weltuntergang gesprochen oder ihn herbeiprophezeit.
Ich staunte darüber, mit welch einer Sicherheit dieser Mann gesprochen hatte, als wäre er derjenige, der über diese Insel herrschte. Bevor ich eine weitere Frage stellen konnte, sagte er: »Überlege es dir, Colette, aber überlege nicht zu lange, sonst wird alles über dir zusammenbrechen, sodass es nur eine Lösung für dich gibt.« Er sprach sie nicht aus, er deutete nur auf das Grab, und das sagte eigentlich genug.
Dann machte er kehrt und ging.
Wir warteten, bis er verschwunden war, erst dann stellte ich eine Frage. »Du kennst ihn gut?«
Colette nickte. »Sicher, ich habe ihn von meiner Kindheit an erlebt. Er nennt sich Pfarrer, aber er ist keiner.«
»Was dann?«
»So eine Art Prediger. Mehr ein Sektierer, aber er hat es geschafft, dass die Menschen hier auf ihn hören.«
»Jeder?«
»Fast jeder. Wenn ich mich recht erinnere, hat mein Großvater stets zu seinen Feinden gezählt.«
»Und jetzt ist er tot.«
Colette bekam große Augen. »Meinst du, dass Lerain bei seinem Tod nachgeholfen hat?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe mich nur darüber gewundert, dass du deinen Großvater erwähntest und seine Feindschaft zu diesem komischen Pfarrer. Mir spukt etwas ganz anderes durch den Kopf.«

Colette winkte ab. »Ich weiß schon was.«

»Die Druiden-Braut. So hat er dich genannt. Das ist nicht von ungefähr gekommen. Kannst du mir den Grund nennen?«

»Nein!«

Sie hatte sich bei ihrer Antwort abgedreht, um mir nicht ins Gesicht schauen zu müssen. Allmählich verlor ich die Geduld, fasste sie an der Schulter an und zog sie herum.

»He, was soll…?«

»Verdammt noch mal, ich will die Wahrheit wissen, Colette! Was wird hier gespielt?«

»Weiß ich nicht.«

Mein Gesicht spannte sich. »Verflucht noch mal, ich will es wissen, Colette.«

»Glaubst du den anderen eigentlich mehr als mir?«

»Dein Verhalten zwingt mich dazu.«

»John, soll ich dir schwören, dass ich nicht weiß, was mit dieser Druiden-Braut gemeint ist?«

»Nein.«

»Dann glaub mir.«

»Er hat es nicht ohne Grund gesagt.«

Colette ging zwei Schritte zurück. »Da gebe ich dir Recht, aber ich kann mich an den Grund nicht erinnern. Vielleicht ist da was, okay, aber ich weiß es noch nicht.«

»Gut, ich glaube dir. Da wir beide die Insel nicht verlassen wollen, bleibt uns nur die Möglichkeit, zu deiner Großmutter zu gehen. Vielleicht weiß sie mehr.«

»Das hoffe ich.« Mit einer schon wütend anmutenden Bewegung nahm sie die Reisetasche wieder auf und machte sich auf den Weg, um den alten Friedhof zu verlassen.

Einen letzten Blick warf ich auf die flachen oder hochkant stehenden Grabsteine, deren Inschriften dunkel hervorschauten. Namen interessierten mich nicht.

Vor dem Friedhof hatte Colette auf mich gewartet. »Ich finde es nicht gut, dass du mir nicht vertraust, John.«

»Ich kann dich sogar verstehen, aber bedenke, dass die Umstände auch ungewöhnlich sind. Nicht jede Frau, die ich kenne, wird als Druiden-Braut bezeichnet.«

»Ich kann es mir nicht erklären. Die Menschen hier sind manchmal etwas seltsam. Sie leben auf einer Insel, nicht auf dem Festland. Ich würde fast schon sagen, jenseits der normalen Zivilisation. Da handelt und redet man eben nicht so wie jemand, der in Paris oder London

lebt. Hier ist die Zeit stehen geblieben und die Gesetze sind auch andere. Damit müssen wir uns abfinden.«

»Denkt deine Großmutter auch so?«

Erstaunt sah sie mir ins Gesicht. »Natürlich denkt sie so. Sie ist ein Kind der Insel.«

»Und dein Großvater?«

»Kam vom Festland.«

»Darf ich nach dem Alter der Großmutter fragen?«

»Ja, sie ist achtzig.«

Auf diese Frau war ich wirklich gespannt…

***

Der Ort empfing uns feindlich!

Nicht, dass man auf uns geschossen hätte, aber es war zu spüren, als wir uns der Ansammlung von Häusern näherten, die trotz der normalen Dächer auf mich flacher wirkten als die gleichen Häuser, die irgendwo auf dem Festland standen.

Es kam daher, dass zahlreiche Häuser in kleinen Mulden standen und sich gegen den Wind duckten, der von Westen her kam, viel Regen mitbrachte und im Winter starke Kälte.

Große Felder sahen wir nicht, dafür hatte jedes Haus einen kleinen Garten, in dem die Menschen, die zumeist vom Langustenfang lebten, ihr Gemüse und Obst anbauten.

Am Ortseingang blieb Colette stehen.

»Hast du was?« fragte ich sie.

»Nein, nein, es ist nur das ungewohnte Gefühl des Heimkehrens. Die Erinnerung.«

»So hat es immer ausgesehen?«

»Ja, John, immer. Es hat sich nichts verändert. Es ist nichts hinzugekommen, man hat auch nichts weggenommen. Hier ist wirklich die Zeit stehen geblieben, und hinzu kommt der Wind, der auch nicht nachgelassen hat.«

»Ohne die Stimmen?«

»Die höre ich nicht. Ich habe auch hier auf der Insel noch nicht diesen Geist gesehen.« Sie wies nach vorn. »Meine Großmutter wohnt ziemlich am Ende des Dorfes, wir müssen noch einige Schritte gehen.«

Begleitet wurden wir vom Schlagen der Brandung, dem Schreien der Möwen und dem Signalhorn der Fähre, als sie den kleinen Hafen wieder verließ.

»Jetzt müssen wir bleiben«, sagte Colette.

»Oder schwimmen.«

»Du hast Humor.«

Wir gingen über eine Straße, die eigentlich keine war, sondern nur ein breiter Weg, auf dem hin und wieder Grasbüschel wucherten wie

Haare.

Ich sah kein Auto, dafür Fahrräder, die an den schützenden Steinwällen lehnten, und hin und wieder ein Fuhrwerk.

Plötzlich waren sie da.

Sie hatten auf uns so lange gewartet, bis wir etwa die Mitte des Ortes erreicht hatten, wo rechts von uns der eckige Kirchturm ein Mahnmal bildete.

Hinter ihren Häusern, Wällen und Hecken hatten sich die Menschen versteckt gehalten, kamen nun vor und bildeten an den Rändern der primitiven Straße ein Spalier.

Männer, Frauen, Halbwüchsige und Kinder.

Sie alle waren einfach, doch zweckmäßig gekleidet und machten den Eindruck, als hätten sie die Vergangenheit verlassen, um in der Gegenwart zu erscheinen. Sie sprachen kein Wort, sie schauten uns nur an, denn auch wir gingen nicht mehr weiter.

Bei den zahlreichen Gesichtern suchte ich vergeblich nach dem des angeblichen Pfarrers Lerain. Er ließ sich nicht blicken, wobei ich mir vorstellen konnte, dass er durchaus die Fäden im Hintergrund zog.

Colette gefiel der Empfang überhaupt nicht. Sie bewegte ihren Kopf und schaute sich vorsichtig um.

Dann öffnete und schloss sie ihre Hände, bewegte die Augen, schluckte einige Male und flüsterte, bevor ich eine Frage stellen konnte: »Das hat etwas zu bedeuten, John.«

»Glaube ich auch, aber was?«

Bevor sie eine Antwort geben konnte, geschah etwas anderes. Rechts von uns bewegte sich innerhalb des Kirchturms ein Schatten. Deutlich durch die Fensterluke zu erkennen.

Eine Glocke schlug an.

Nicht dröhnend und wuchtig, sondern eher dünn und klagend.

Fast jammervoll wehte uns der Klang entgegen, und Colette wusste auch, was er zu bedeuten hatte.

»Das ist die Totenglocke, John. Sie läuten für uns die Totenglocke, glaube mir.«

»Okay, das nehme ich dir ab. Was hat es zu bedeuten?«

Sie drückte den Kopf vor, als hätte sie einen Schlag in den Nacken erhalten. »Ich kann es dir nicht genau sagen. Die Totenglocke läutet nur, wenn jemand gestorben ist oder aber, wenn jemand bald sterben wird und die Bewohner hier froh darüber sind.«

»Die meinen uns?«

»Natürlich!«, flüsterte sie. »Du brauchst dir nur die Gesichter anzuschauen. Sagen dir die nicht genug? Da siehst du keine Freundlichkeit, kein Gruß des Willkommens, das hier ist pure Feindschaft, als hätten wir den Menschen etwas getan.«

»Hängt es mit dir zusammen?«

»Nur indirekt, John, nur indirekt. Lerain hat uns gewarnt. Er wird die Bewohner infiziert haben, das glaube ich stark. Sie stehen gegen uns, für sie sind wir Eindringlinge und Feinde. Du bist ein Fremder, ich bin durch meine lange Abwesenheit von der Insel zu einer Fremden geworden. Man heißt uns beide nicht willkommen.«

»Das habe ich schon festgestellt.«

»Und die letzte Fähre ist verschwunden. Jetzt können wir nicht mehr fliehen, wir müssen auf der Insel bleiben, ob wir wollen oder nicht. Daran geht kein Weg vorbei.«

Das erschien mir auch so. Wir wollten uns trotzdem nicht von unserem Ziel abhalten lassen, was ich Colette auch sagte und sie mir zustimmte.

Die Glocke läutete noch immer. Dieser dünne, klagende Ton konnte bei einem sensiblen Menschen schon mehr als Unbehagen verursachen. Hinzu kamen die Bewohner, die sich nicht von der Stelle rührten und das Spalier aus Leibern beibehielten.

»Weißt du, welchen Eindruck ich habe, John?«

»Nein - woher?«

»Die haben sich hier aufgebaut, um uns auf dem letzten Weg zu begleiten. Für die sind wir schon so gut wie tot. Sie brauchen uns nur den letzten Stoß zu geben, dann werden wir automatisch in das Grab hineinkatapultiert.«

»Das siehst du zu schwarz.«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Aber deine Großmutter befindet sich nicht unter den Leuten?«

»Ich habe sie nicht gesehen«, flüsterte Colette gegen den Wind.

Mir war es im Prinzip egal, nur hatte ich keine Lust, noch länger auf dem Fleck zu stehen, und machte ihr klar, dass wir unseren Weg fortsetzen sollten.

Colette nickte, hob ihre Reisetasche wieder an, auch ich fasste meine, und so schritten wir die nächsten Meter ab, beobachtet, belauert, ohne dass ich ein bekanntes Gesicht sah.

Das erschien urplötzlich!

Ohne Vorwarnung tauchte er auf. Er hatte sich bisher hinter einem der Wälle verborgen gehalten und bis zu einem bestimmten Zeitpunkt gewartet. Dann war er plötzlich da.

Pfarrer Lerain oder wie er sich auch immer nennen mochte. Er kam wie ein Schatten, blieb breitbeinig stehen und versperrte uns den Weg.

Wir blieben stehen.

»Das gibt Ärger!«, hauchte Colette. »John, das wird Ärger geben, ich spüre es.«

»Abwarten.«

Böse und finster starrte uns dieser seltsame Pfarrer an. In seinen grauen Augen funkelte es. Ob es Hass auf uns war, konnte ich nicht

sagen, aber seine ersten Worte klangen so.

»Ich habe euch gesagt, dass ihr von der Insel verschwinden sollt. Nun ist die Fähre ohne euch gefahren. Ihr werdet die restlichen Stunden des Tages und die der Nacht hier auf der Ile de Sein verbringen müssen. Und ich sage euch hier, jetzt und unter Zeugen, dass ihr die Insel nie mehr verlassen werdet.«

»Das hört sich nach einer Drohung an, Monsieur. Und Drohungen hasse ich. Besonders dann, wenn sie gegen meine Person gerichtet sind.«

»Es ist eine Tatsache.«

»Wollen Sie uns ermorden?«

Seine Lippen bewegten sich, ohne dass er eine Antwort gegeben hätte. Er schaute zum Kirchturm hin, wo der Klang der Glocke allmählich leiser wurde. »Es war das Totengeläut, euer Totengeläut. Wenn die Glocke wieder anschlägt, befindet ihr euch nicht mehr unter den Lebenden.« Er nickte, als wollte er sich selbst eine Bestätigung für seine Worte holen.

Dann ging er weg. Er verschwand so leise, wie er gekommen war. Neben mir regte sich Colette.

»Das war deutlich genug, John.«

»Finde ich auch.«

»Was willst du tun?«

»Zu deiner Großmutter gehen und…«

Ich hörte einen scharfen Ruf hinter mir. Wer ihn ausgestoßen hatte, konnte ich nicht feststellen, aber der Befehl war angekommen, denn einige der Zuschauer bückten sich und hoben Steine auf.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, keuchte Colette.

Im nächsten Augenblick hörten wir die leise gesprochenen oder scharf geflüsterten Sätze.

»Tod der Druiden-Braut - Tod der Druiden-Braut…«

Zunächst sprachen nur zwei oder drei Personen. Die übrigen aber fühlten sich dazu animiert, ebenfalls in diesen Chor mit einzufallen, und so stimmten auch sie zu.

»Tod der Druiden-Braut - Tod der Druiden-Braut…«

Es war der gleiche Rhythmus, in dem sie redeten. Dabei hoben sie die Arme und auch die Hände, in denen sie die Steine hielten.

»Weg, Colette!«

Ich hatte es kaum ausgesprochen, da flogen die ersten Steine bereits auf uns zu.

Sie waren etwa so groß wie Pflastersteine, nur nicht so eckig, sahen mehr aus wie weißgraue, rissige Bälle, die uns aber nicht trafen, weil sie zu schlecht gezielt waren oder bewusst daneben geworfen wurden.

Um uns herum schlugen die ersten Steine ein. Wir hatten unsere Taschen aufgenommen, liefen einige Schritte, aber es war verdammt

schwer, einem Treffer zu entgehen, denn immer mehr Menschen bewaffneten sich mit den Steinen.

»Tod der Druiden-Braut. Sie muss sterben. Tod der Druiden-Braut. Sie darf nicht mehr leben…«

Für uns wurde es kritisch. Mich erwischte es zuerst. Der Stein traf mich an der Hüfte, hinterließ einen ziehenden Schmerz und machte mir klar, dass Angriff in diesem Fall die beste Verteidigung war.

»Ich werde mir den Werfer holen, Colette. Komm mit!«

Sie blieb, ich aber duckte mich, zwei weitere Steine verfehlten mich, und Colette blieb hinter mir stehen wie eine lebendige Zielscheibe. »In Deckung, Colette! Wirf dich auf den Boden, verdammt!«

Ob sie meine Warnung befolgte, konnte ich nicht sehen. Vor mir erschienen die bleichen Gesichter der Menschen. Die Leute hatten nur die Steine geworfen, sich ansonsten nicht gerührt und wie Puppen auf ihren Plätzen gestanden.

Wieder war ich nicht schnell genug, um einem Stein zu entgehen. Er traf mich an der Schulter, weil ich durch eine schnelle Bewegung meinen Kopf nach rechts gedreht hatte, denn der verfluchte Stein war auf mein Gesicht gezielt worden.

Ich packte mir den Werfer. Bevor er sich versah, hatte ich ihn herumgedreht und als Deckung vor mich gehalten. Er schrie, als es ihn erwischte, wollte sich befreien, doch mein Griff war eisenhart, er konnte ihn nicht sprengen.

Ich war zornig bis unter die Haarspitzen. Jemand steinigen zu wollen mochte vor zweitausend Jahren und mehr vielleicht modern gewesen sein, aber nicht heute.

Über das Gesicht des Mannes lief Blut. Er war in meinem Alter, in seinen Augen stand der Schock, ich presste ihn noch dichter an mich - und entspannte mich, ohne dass ich dabei allerdings meinen Griff lockerte. Meine Reaktion hatte andere Gründe.

Sie standen noch alle so, wie wir sie gesehen hatten, nur hob keiner der Leute mehr einen Stein auf.

Sie ließen die Dinger sogar fallen. Ich hörte die dumpfen Aufschläge und erkannte den Grund.

Es war Colette!

Sie hatte sich nicht zu Boden geworfen, das war auch nicht nötig gewesen, denn um sie herum lag ein fahler, grüngrauer Schatten.

Der Geist war gekommen!

***

Nicht nur die Bewohner der Insel waren von dieser Erscheinung fasziniert, ich ebenfalls, denn zum ersten Mal sah ich das Wesen, um das es eigentlich die ganze Zeit über gegangen war und das uns praktisch von London aus verfolgt hatte.

Ob Mann oder Frau, es war nicht herauszufinden. Der Geist sah gestalt- und auch geschlechtslos aus. Er war ein Schatten, ein Schemen, ein Gruß aus dem Jenseits, war zurückgekehrt und bewies, dass es diese geheimnisvollen Reiche gab.

Mich irritierte etwas seine grünliche Färbung, und ich brachte sie mit den Druiden zusammen. Außerdem war Colette als eine Druiden-Braut bezeichnet worden.

Colette schien gewachsen zu sein. Sie zeigte keine Angst mehr, die Umrisse des grünlich schimmernden Geistes umschlossen sie und machten sie unbesiegbar.

Der Mann, den ich festhielt, zitterte vor Furcht. Auch er konnte es nicht fassen und flüsterte genau die Worte, die ich hören wollte. »Die Druiden-Braut, sie ist es. Sie ist die Druiden-Braut. Alle haben Recht, alle. Sie wird uns vernichten, sie ist gekommen, sie wird uns töten. Sie wird die Insel fressen.«

Ich hielt mich zurück, Fragen sollten mir andere beantworten, wenn überhaupt.

Jetzt hätte eigentlich Lerain erscheinen müssen. Auf seine Reaktion wäre ich gespannt gewesen. Er aber hielt sich zurück, und auch die anderen Bewohner wollten nicht mehr.

Mütter fassten ihre Kinder an, gingen weg, erst langsam, dann schneller, schließlich rannten sie fluchtartig davon, um hinter den schützenden Mauern ihrer Häuser zu verschwinden.

Bevor mein Gefangener anfangen konnte zu betteln, ließ ich ihn frei. Er stolperte geduckt davon, die Hände gegen sein blutendes Gesicht gepresst. Zurück blieben Colette, der Geist und ich.

Sehr gemächlich ging ich auf sie zu, trat förmlich in eine Windbö hinein und vernahm das klagende Geräusch, als wäre diese Bö mit einer Stimme erfüllt.

Ich hatte diese jämmerlichen Töne eigentlich auf dem Friedhof erwartet, um so überraschter war ich, es hier auf der Dorfstraße zu vernehmen.

Colette sah mich nicht.

Sie stand auf der Stelle, den Kopf etwas zurückgelegt, einen entrückt wirkenden Ausdruck auf ihrem Gesicht, sodass es aussah, als würde sie Worten lauschen, die nur für sie zu hören waren und für keinen anderen.

Ich war mir nicht sicher, ob ich den Geist angreifen oder ihn gewähren lassen sollte. Bisher hatte er mich persönlich nicht bedroht, es bestand eigentlich kein Grund für einen Angriff, eventuell für einen Test, den ich mit meinem Kreuz versuchen wollte. Sollte es sich grün verfärben, dann war es der Beweis für eine Druidenmagie.

Über die Steine stieg ich hinweg. Sie lagen ungünstig und bildeten Stolperfallen.

Nur wollte der Geist nicht so wie ich.

Ich hatte kaum die Silberkette am Hals berührt, da verschwand er von einem Augenblick zum anderen. So schnell, dass ich nicht mehr seine Richtung hatte verfolgen können.

Zurück blieb Colette.

Eine einsame Person, allein, verloren wirkend und so, als wäre sie dabei, aus einem Traum zu erwachen, was von einem sehr lauten und tiefen Atemzug begleitet wurde.

Ich blieb dicht vor ihr stehen. Sie bemerkte mich nicht, denn sie schaute wie entrückt in die Ferne, als würde sie dort etwas Bestimmtes sehen.

Ich tippte sie an.

Colette musste es bemerkt haben, sie schrak zusammen, aber sie registrierte mich nicht.

»Bitte, Colette, was ist, geschehen? Wer war dieser Geist? Ich habe ihn gesehen, ich weiß, dass du nicht gelogen hast. Du musst über ihn reden, hörst du?«

»John?« Sie fragte, als könne sie es nicht glauben, dass sie von mir angesprochen worden war.

»Ja, wer sonst?«

»Er - er war wieder da, John, aber diesmal habe ich nicht geschossen. Ich werde nicht mehr auf ihn schießen.«

»Weshalb nicht?«

Sie schob einen der im Weg liegenden Steine zur Seite. »Er will mir nichts tun, denn er ist ein Freund von mir. Er hat mir gesagt, dass er mich beschützen will und dass er mich willkommen heißt zu Hause. Hast du das verstanden? Er hat mich zu Hause willkommen geheißen. Es ist kaum zu glauben. Ich bin zurückgekehrt.«

»Was sagte er noch?«

»Nichts mehr - oder doch?« Sie dachte angestrengt nach. »Er sprach vom Stöhnen der Toten, von den Seelen, die auf mich gewartet haben. Sehr lange, viel zu lange.«

»Dann bist du doch die Druiden-Braut?«

»Ich weiß es nicht genau. Man hat mich so angesprochen, aber ich kann es nicht sagen. Alles liegt zu tief in meiner Erinnerung begraben. Es kommt nicht hervor.« Colette schaute sich um. »Es ist so leer hier. Wo sind die Menschen geblieben?«

»Sie gingen wieder zurück in ihre Häuser. Als der Geist kam, haben sie sich furchtbar erschreckt. Vorher wollten sie uns steinigen, dann erschien der Geist und trieb sie in die Flucht. Sie müssen vor ihm eine schreckliche Angst haben.«

Colette lächelte still vor sich hin, dann drehte sie sich um und ging weiter.

»Wo willst du hin?«

Lässig drehte sie sich beim Gehen um. »Wolltest du nicht meine Großmutter kennen lernen, John?«

»Sicher.«

»Dann komm mit.«

Es war wie verwunschen, denn in diesem kleinen Ort rührte sich nichts mehr. Die Umgebung war erstarrt, kein Mensch ließ sich blicken. Sie alle hielten sich in ihren Häusern verborgen, auch der komische Guru namens Lerain traute sich nicht hervor.

Ich wusste wirklich nicht, wie ich die Verhältnisse hier einstufen sollte. Die Bewohner der Insel gehörten zu der Gruppe von Menschen, die mit ihrem Stück Land verwachsen und auch mit dessen Geschichte aufgewachsen waren. Für sie hatte jeder Baum, jeder Stein, jeder Flecken Gras eine geschichtliche und mythische Bedeutung. Sie waren herbe, verschlossene Personen, und auch die Kirche als äußeres Zeichen des Glaubens schaffte es nicht, den Aberglauben zu verdrängen.

Da hatten sie etwas mit den Brasilianern gemeinsam, wo sich ebenfalls Religion und Aberglaube mischten.

Natürlich dachte ich über den Druidengeist nach. Er und Colette Ingram. Zwischen beiden musste es einen Zusammenhang geben. Für den Geist war sie sehr wichtig.

Ich sprach Colette auf ihre Großmutter an. »Findest du es nicht auch ungewöhnlich, dass sie uns noch nicht begegnet ist?«

»Nein. Denk daran, John, dass sie trauern wird. Sie hat meinen Großvater geliebt, das kannst du mir glauben. Beide hielten stets fest zusammen.«

»Das will ich nicht bestreiten. Mich macht nur misstrauisch, dass sie nicht auf der Straße bei den anderen Zuschauern erschienen ist. Ich hoffe nur, dass ihr nichts passiert ist.«

»Wir hätten es längst erfahren, John. Außerdem ist es bis zum Haus der alten Margot Ingram nicht weit.« Colette lächelte mir zu. Sie hatte sich in den letzten Minuten verändert, benahm sich viel lockerer, auch irgendwie mädchenhafter, sodass ich mich über sie nur wundern konnte und mich fragte, ob der Geist ihr nicht doch Mut gegeben hatte.

Das Haus der Ingrams lag etwas versetzt und duckte sich in eine kleine Mulde. Über dem weit nach vorn reichenden Dach kreisten Vögel, zumeist Möwen, aber ich entdeckte auch das bläulich schimmernde Gefieder der Tauben, die überall waren.

Wilder Rasen umwuchs das Haus. Die weißen Steine der Außenmauern wirkten wie frisch gestrichen. Grüne Fensterkreuze bildeten einen Farbkontrast. Da das Gebäude tiefer lag, hatte man auf eine Schutzmauer verzichten können.

Ich rechnete damit, dass sich die Räume in der unteren Etage

verteilten. Aus dem Dach ragte noch ein breiter Schornstein hervor. Seine Öffnung war durch ein Gitter geschützt, auf dem sich einige Tauben ausruhten.

Colette war bereits dicht an die breite Eingangstür herangetreten. Sie klopfte nicht, sondern drückte die schwere Klinke nach unten und nickte zufrieden, als sie die Tür offen fand.

»Ist das immer so bei euch?«

»Klar. Hier schließt niemand ab. Wer sollte auf der Insel schon wem etwas wegnehmen? Hier gibt es weder reich noch, arm, jeder hat ungefähr gleich viel.«

»Eigentlich ideal.«

»Stimmt. Trotzdem gibt es Spannungen. Aber dafür sind es Menschen.« Bei den letzten Worten gewährte sie uns beiden Einlass, und wir übertraten die Schwelle zu einem großen Raum, der unregelmäßig mit Steinen gefliest war.

Der große Kamin schaffte es, den gesamten Raum zu wärmen. Die Dachschräge ließ es gerade noch zu, dass ich auch aufrecht in die Ecken und Seiten gehen konnte. Das einfache Mobiliar passte sich der Umgebung an. Knorriges Holz und Stein harmonierten miteinander.

»Wenn sie da wäre, hätte sie uns hören müssen«, sagte Colette und schaute sich misstrauisch um, als sie tiefer in den Wohnraum hineinschnitt, wo alles sehr aufgeräumt wirkte.

Ich versuchte, etwas von der Atmosphäre des Hauses aufzunehmen. Es gibt Räume, wo man sie fühlen oder schnüffeln kann. Hier erging es mir ähnlich. Die Stille gefiel mir nicht. Sie lag über dem Raum wie ein dicker Block und kam mir gleichzeitig erwartungsvoll vor.

Colettes Ruhe verschwand. Nervös durchsuchte sie den großen Raum und rief einige Male laut und deutlich den Namen ihrer Großmutter. Margot Ingram meldete sich nicht.

»Sie ist wirklich nicht da«, stellte sie fest, schaute mich an und hob dabei die Schultern.

Ich zeigte auf die Holzstiege, die nach oben unter das Dach führte und nur an einer Seite ein Geländer hatte. »Vielleicht solltest du dort nachsehen. Was liegt da überhaupt?«

»Der kleine Schlafraum.«

Das hatte ich mir schon gedacht, weil ich nirgendwo ein Bett entdeckt hatte. Ich ging vor bis zu den Fenstern an der Rückseite und schaute in einen kleinen Garten, der sehr gepflegt wirkte.

Osterglocken und Tulpen schauten farbig aus dem allmählich wachsenden Gras hervor. Dahinter begann eine weite Fläche, die beim ersten Hinsehen wie eine wellige Savanne wirkte. Über ihr schwebte hoch und kalt der Himmel.

Als ich Schritte hörte, drehte ich mich um. Die Tritte meiner Begleiterin hinterließen Echos auf den Holzstufen der Stiege, als sie in

die Höhe schritt, den Kopf einzog und unter dem schrägen Dach verschwand.

Ich blieb unten und gab ihr die Zeit, dort oben alles zu untersuchen. Ich schaute mich hier unten um.

Der große Holzschrank hatte Glastüren. Dahinter stand Geschirr aus dickem Steingut. Alles passte irgendwie zusammen. Durch eine schmale Tür gelangte ich in einen kleinen Anbau, wo das Badehaus untergebracht war. Sehr klein und eng, zudem so niedrig, dass ich mich bücken musste.

Hier konnte gebadet und gewaschen werden, aber nicht, wie in modernen Wohnungen üblich, sondern in einem alten Steinzuber. Das Wasser musste noch auf einem Ofen erhitzt werden. Ein schmales Fenster, mehr eine Luke, ließ den Blick nach draußen zu.

Ich ging wieder zurück und traf Colette. Sie stand wie verloren im Raum.

»Und?«

»Nichts«, antwortete sie, und ihre Stimme kratzte dabei. »Es ist nichts, John. Margot ist nicht da.«

»Dumme Frage, Colette.« Ich setzte mich an den wuchtigen Tisch. »Aber wo kann sie sein?«

»Keine Ahnung.«

Ich knetete mein Kinn. »Willst du die Insel durchsuchen und nach ihr forschen?«

Ihre Lippen bewegten sich zuckend. »Was ergäbe das für einen Sinn? Ich bin fast davon überzeugt, dass sie wieder hierher zurückkehren wird.«

»Warum nur fast?«

»John, du bekommst eine ehrliche Antwort. Weil ich möglicherweise damit rechne, dass es sie erwischt hat, ebenso wie meinen Großvater. Nach dem Grund darfst du mich nicht fragen.«

»Dann hätte man sie möglicherweise begraben, oder?«

»Das kann auch sein.«

Ich winkte ab. »Nein, meine Liebe, ich habe den Eindruck, als würdest du dich da in etwas hineinsteigern. Ich kann einfach nicht daran glauben, tut mir leid.«

»Andere Frage. Was glaubst du dann? Welche Gedanken hast du dir eigentlich gemacht?«

»Mehr über dich.«

Colette lachte. »Danke für das Kompliment, aber ich…«

»Stopp, Mädchen. Ich weiß nicht, ob es ein so großes Kompliment ist. Dass du dich seit dem Betreten der Insel verändert hast, müsste auch dir aufgefallen sein.«

»Stimmt, John. Ich fühle mich auch besser und freier. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, wieder nach Hause zurückzukehren, so

komisch sich es anhört.«

»Das ist ja nichts Schlimmes. Aber deine Rückkehr hat etwas mit den Druiden und deren Wirken in der Vergangenheit zu tun.«

Sie setzte sich mir gegenüber. »Du denkst daran, dass man mich als Druiden-Braut bezeichnet hat?«

»So ist es.«

»Ja«, gab sie leise zu. »Ich kann es nicht leugnen. Man hat mich als eine solche Person angesehen. Du kannst mir glauben, John, ich habe immer wieder darüber nachgedacht, weiß aber nur, dass es irgendwann einmal etwas gegeben haben muss, an das ich die Erinnerung verloren habe. Ich bin allerdings sicher, dass sie wieder zurückkehren wird. Es kommt der Zeitpunkt, wo ich mich wieder erinnern werde.«

»Das könnte lange dauern, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Ich kann nicht ewig und drei Tage auf der Insel bleiben. Hatten wir nicht abgemacht, dass wir die Nacht noch abwarten und anschließend sehen, wie es weitergeht?«

»Im Prinzip schon.«

»Bitte.«

Sie stand wieder auf, lief ans Fenster und stützte auf der schmalen Bank die Handflächen auf. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Eine ganze Nacht, John Sinclair, eine ganze verdammte Nacht. Weißt du eigentlich, wie lang die werden kann?«

Ich lachte leise. »Das kenne ich, Colette. Ich habe schon Nächte erlebt, die wollten kein Ende nehmen.«

Sie drehte sich scharf um. »Und wir sollen hier sitzen bleiben und warten, bis etwas passiert?«

»Das hörte sich so an, aber ich könnte mir vorstellen, dass es nur wenige Stunden sind. Oder hast du nicht auch den Eindruck, vor einem sehr wichtigen Ereignis zu stehen?«

Colette hob die Schultern, kam wieder an den Tisch, nahm Platz und meinte: »Ich weiß es nicht genau, John, verflixt noch mal, ich weiß es nicht. Denke ich jedoch naher darüber nach, muss ich dir Recht geben. Ich glaube schon, dass etwas passieren wird.«

»Dann warten wir ab.«

Bevor sie nickte, schaute sie mich mit einem seltsamen, langen Blick an. Plötzlich fasste sie nach meiner Hand. Auf ihrem Gesicht hatte sich die Furcht ausgebreitet. »John, wenn es so weit ist, wenn mich die Vergangenheit eingeholt hat, versprichst du mir dann, dass du mir zur Seite stehst? Egal, was noch auf uns zukommt?«

»Ich verspreche es.«

Die Kollegin atmete auf. »Das beruhigt mich kolossal…«

***

Einige Stunden später.

Wir hatten Kerzen anzünden müssen, denn elektrisches Licht gab es in diesem Haus nicht.

Das war nicht auf der gesamten Insel so, aber der alte Ingram hatte sich geweigert, diesen modernen Kram, wie er sagte, anzunehmen. Er verließ sich auf den Schein der Kerzen und im Winter auf die Wärme des Kaminofens. Die Dunkelheit hielt die Insel bedeckt, und es war eine gewisse Ruhe eingekehrt, wie sie nur die Nacht bringen konnte.

Diese ungewöhnliche Stille, die dafür sorgte, dass normale Geräusche lauter klangen als am Tage.

Das Rauschen des Meeres vernahmen wir auch durch die geschlossenen Scheiben der Fenster. Man konnte sich an dieses Geräusch gewöhnen, das so weit fort war, aber dennoch sehr nahe klang.

Mit zunehmender Dunkelheit hatte Colettes Nervosität zugenommen. Zunächst war sie noch am Tisch sitzen geblieben, dann war sie gewandert und hatte schließlich aus einer gemauerten Nische eine Weinflasche ohne Etikett hervorgeholt.

»Calvados«, sagte sie. »Mein Großvater hat ihn selbst gebrannt. Du solltest ihn probieren.«

»Wie scharf ist er?«

Sie lächelte mich an. »Es ist alles Natur. Ich brauche ebenfalls einen Schluck.«

»Dann los.«

Sie holte zwei Glaser, öffnete die Flasche, aus deren Öffnung mir bereits ein Duft entgegenströmte, der tatsächlich intensiv nach Äpfeln roch. Ich probierte ihn vorsichtig, als Colette den Schluck bereits in die Kehle gekippt hatte.

»Auch das ist ein Stück Heimat, John Sinclair. Ein herrliches Stück Heimat.«

»Kann sein.«

»Noch einen?«

»Ich muss den ersten trinken.«

Er brannte zuerst in der Kehle, danach im Magen, anschließend wurde es mir warm.

»Nun?«

»Nicht zu verachten.«

»Auf einen zweiten willst du trotzdem verzichten, wie ich dich kenne, John.«

»Richtig.« Das Zeug haute rein. Drei Stück von der Sorte, und ich sah die Welt mit anderen Augen.

Zudem hatte ich lange nichts gegessen, verspürte aber auch keinen Hunger.

Ich stand auf und ging zur Tür, was Colette wunderte, denn sie fragte

mich, wo ich hinwollte.
»Ich sehe mich draußen mal um.«
»Weshalb? Denkst du, dass man uns beobachtet?«
»Davon gehe ich sogar aus. Du darfst nicht vergessen, dass auf der Insel ein jeder über den Schritt des anderen Bescheid weiß. Die Bewohner werden genau wissen, wohin wir uns zurückgezogen haben, und ich bin auch der Ansicht, dass sie mehr über dich wissen als du persönlich. Sie warten ebenso ab wie wir. Rechnen müssen wir mit ihnen.«
»Ist gut.«
Sekunden später hatte ich das Haus verlassen, zog die Tür hinter mir zu und blieb vor ihr stehen.
Das Wetter hatte sich kaum verändert, nur der Wind war stärker geworden. Ich konzentrierte mich auf das Rauschen der Brandung, das wie eine ferne Orchestermusik an meine Ohren drang und mir klarmachen wollte, wer der eigentliche Herrscher in der Umgebung war.
Das Meer nahm, das Meer gab, ein ewiger Kreislauf, Gesetze der Natur, in der auch Magie und Mystik ihren festen, angestammten Platz hatten. Der Himmel war dunkel. Graublau spannte er sich über uns, bedeckt mit einem flirrenden Meer aus Sternen, die mir so nahe erschienen wie an manchen Abenden im Hochgebirge.
Das runde Auge des Mondes stand dort wie ein heimlicher Beobachter, der alles sah und sich von keinem vertreiben ließ. Der immer wieder aufging, nachdem er sich zurückgezogen hatte.
Es dauerte eine Weile, bis sich meine Ohren an die alles übertönenden Geräusche gewöhnt hatten und ich auf andere achten konnte.
Tiere huschten durch das hohe Gras. Nicht zu erkennen, welche es waren. Die nächsten Häuser wirkten auf mich wie kompakte Schatten. Irgendwo klapperte ein Fensterladen, dann schlug eine Tür ziemlich laut zu. Eine Kinderstimme lachte.
In den Häusern war elektrisches Licht vorhanden. Bläuliches Licht hinter manchen Scheiben ließ die Vermutung aufkommen, dass Fernsehapparate liefen.
Menschen sah ich nicht, auch die Vögel hatten ihre Schlafplatze eingenommen.
Ich wollte nicht nur vor der Tür stehen bleiben und begann mit einem Rundgang um das Haus.
Meine Füße schleiften durch das Gras. Der Garten war nicht umzäunt worden, darauf konnte man hier verzichten. Die Farben der Blumen waren verschwunden, weil die Finsternis alles zudeckte.
Ich ging weiter, sah rechts von mir einen anderen Garten und Apfelbäume in die Höhe ragen. Sie trugen noch keine Blüten, im

Gegensatz zu denen auf dem Festland, wo es in den letzten Tagen ziemlich warm gewesen war.

Ich wusste selbst nicht genau, weshalb ich mich so auf die Apfelbäume konzentrierte, vielleicht deshalb, weil sie mich an ein Versteck erinnerten. Der Garten, in dem sie standen, war ziemlich groß, das Haus stand relativ weit von dem der Ingrams entfernt.

Der Schatten, den ich zwischen zwei Stämmen entdeckte, gefiel mir nicht.

War er natürlich, oder hielt sich dort jemand auf? Leider war das Mondlicht zu schwach, aber der Schein meiner kleinen Lampe war es nicht, ihn schickte ich auf die Reise.

»Hör auf!«

Die Stimme war nur ein Zischen, aber ich hatte sie trotzdem erkannt. Zwischen den beiden Baumstämmen stand dieser ungewöhnliche Pfarrer oder Guru und beobachtete das Haus.

Ich ließ die Lampe an, blendete ihn sogar, und er deckte sein Gesicht mit dem Unterarm ab.

»Was suchen Sie hier?«

»Machen Sie die Lampe aus!«

Waffen trug er sichtbar keine, deshalb löschte ich das Licht, blieb vor ihm stehen und wiederholte meine Frage.

»Wenn der Tod anschleicht, will ich ihn sehen. Sie ist zurückgekehrt, dieses verdammte Wesen, und sie wird hier alles verändern. Weshalb, zum Henker, ist sie nicht in ihrer verdammten Stadt geblieben? Weshalb nicht?«

»Es ist ihre Heimat!«

»Ja, vielleicht, aber sie holt auch das Grauen herbei. Begreifst du das nicht?«

»Nein.«

Er regte sich künstlich auf und wedelte mit den Armen. »Das Grauen der alten Zeit. Kennst du die Geschichte, wenn der Wind besonders weht und von Stimmen erfüllt ist?«

»Ja, die kenne ich.«

»Dann ist es nicht der normale Wind, denn dann bringt er die Grüße der Toten mit.«

»Welcher Toten denn, wenn ich mal fragen darf?«

»Die Stimmen der toten Druiden, die Rufe der gequälten Seelen. Auf dieser Insel sind zahlreiche Druiden begraben worden, und nicht alle sind gut gewesen, das kannst du mir glauben. Nicht alle Druiden sind so gewesen, es gab manche Ausrutscher dazwischen.« Er hob die Hand. »Außerdem nennt man die Bucht hier nicht ohne Grund die Bucht der Verstorbenen. Es gibt Zeiten, da tauchen blasse Gestalten aus dem Wasser hervor, um ihre alten Verwandten und Geliebten zu besuchen. Hier geschieht vieles, über das man am besten nicht redet,

das begraben bleiben muss. Hast du das verstanden?«

»Sicher.«

»Dann verstecke dich in dieser Nacht. Lass das Mädchen allein zurück. Colette muss selbst mit ihrem Schicksal klarkommen.«

»Sorry, aber ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Lerain trat mit dem Fuß auf. »Sie ist verflucht, Fremder! Ja, sie ist verflucht.«

»Ich werde ihr helfen!«

Er hob eine Hand und drehte mir die Fläche zu. »Niemand wird gegen diese Gestalten ankommen können, das schwöre ich dir. Sie sind einfach zu stark, sie sind zu mächtig, denn hinter ihnen steht eine Welt, die für uns Menschen nicht gut ist.«

»Ich kenne mich aus, Lerain. Einen Rat gebe ich Ihnen. Halten Sie sich da raus und sorgen Sie dafür, dass keiner hier versucht, uns noch einmal zu steinigen. Colette ist Polizistin, ich bin es ebenfalls. Es wäre Mord an zwei Gesetzeshütern. Dies könnte euch alle teuer zu stehen kommen, da schützt euch auch keine Einsamkeit und Abgeschiedenheit. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Das haben Sie, ja, das haben Sie.« Er nickte. »Aber glauben Sie nicht, dass ich aufgebe. Ich werde dem Bösen trotzen, ich bin dafür auserwählt worden.«

»Wenn Sie so ein As sind, dann können Sie mir sicherlich sagen, wo wir Margot Ingram finden.«

»Die Alte?«

Ich hob die Schultern. »Wenn Sie so wollen…«

Er lachte scharf und kichernd. »Sie wird den gleichen Weg gegangen sein wie ihr Mann.«

»Der tot ist.«

»Ja, wir begruben ihn, aber wir gaben ihm kein Kreuz, kein gar nichts. Er hat sich uns widersetzt, er hat es gewagt, Kontakt mit den Geistern aufzunehmen, deshalb muss er bestraft werden. Hast du das verstanden, Fremder?«

»Was tat er?«

»Er übernahm sich. Er wollte seine Enkelin schützen. Er wusste, dass sie kam, aber die anderen waren schneller und härter. Mehr sage ich nicht.« Bevor ich mich versah, machte er auf dem Absatz kehrt und rannte hastig davon.

Das war schon ein seltsamer Vogel. Aber hatte er denn so Unrecht? Ich glaubte es nicht. In seinen Warnungen musste einiges an Wahrheit stecken.

Sehr nachdenklich blieb ich zurück. Ich sah keinen Grund, den Worten des seltsamen Pfarrers nicht zu trauen. Hier bahnte sich etwas an, hier verdichteten sich alte Magien und Mythen, bis es irgendwann zu einem schaurigen Finale kam.

Ich ging wieder zum Haus der Ingrams zurück. Es lag wie ein flach geschlagener Schatten in der Mulde. Das Kerzenlicht gab den Fenstern eine unruhige Füllung.

Colette wartete auf mich. Sie wirkte anders. Sehr gespannt, wie auf dem Sprung.

»Ist was passiert?«, fragte ich, als ich die Tür schloss.

»Nein, überhaupt nicht. Bei dir denn?«

Ich berichtete von meiner Begegnung mit dem ungewöhnlichen Pfarrer.

Colette winkte ab. »Ach, der schon wieder. Was wollte er denn von dir wissen?«

»Er warnte mich.«

»Vor wem oder was?«

»Du warst gemeint, Colette. Ja, er warnte mich vor dir und den Druiden.«

»Hast du ihm geglaubt?«

Ich winkte ab. »Weißt du, Colette, ich bin es gewohnt, mir selbst eine Meinung zu bilden.«

»Und wie stehst du zu mir?«

»Das siehst du doch.«

»Weich mir nicht aus, John. Du zweifelst, du weißt nicht, wem du Recht geben sollst.«

»Ich denke darüber nach.«

Sie hob die Schultern und setzte sich an den Tisch. »Das kann ich dir nicht einmal übel nehmen, John Sinclair. Ich bin ja selbst unsicher. Seit ich diese Insel wieder betreten habe, bin ich der Ansicht, dass mich einiges mit dem Eiland verbindet. Bande, die sehr tief sitzen, die schon in der Vergangenheit geflochten worden sind. Sie sitzen tief, nur kann ich sie nicht hervorholen. Ich bin mit der Ile de Sein irgendwie verwachsen. Frag mich bitte nicht, wie das genau vor sich geht, da kann ich dir keine Antwort geben.«

»Das Verhältnis ist aber ein Besonderes?«

»Ja.«

»Und deine Großmutter? Hätte sie es möglicherweise aufklären können, Colette?«

Sie schaute mich an, nickte und flüsterte: »Komisch, John, daran habe ich auch schon gedacht. Meine Großmutter muss eine entscheidende Rolle gespielt haben. Wie und wo, das weiß ich nicht, aber sie hat es, davon bin ich überzeugt.«

»Weshalb ist sie verschwunden? Weshalb starb dein Großvater, und woran ist er gestorben?«

Colette hob die Schultern. »Alles Fragen, auf die ich dir keine Antwort geben kann.«

Ich lächelte ihr zu. »Keine Sorge, die werden wir noch herausfinden.«

»Dann müssten wir uns beeilen, die Nacht ist zwar lang, aber es sind bereits einige Stunden vergangen.«
»Noch haben wir nicht die Tageswende.«
»Rechnest du denn damit, dass dann etwas geschieht?«
»Kann sein, Colette. Bei allen Völkern, bei vielen Magien spielt die Tageswende eine sehr große Rolle. Wir sollten uns überraschen lassen.«
Die Kollegin nickte, bevor sie regelrecht aufstöhnte und über ihr Gesicht wischte. »Ich wollte, John, dass diese verdammte Nacht schon vorbei wäre. Außerdem beunruhigt es mich, dass unser Haus unter Kontrolle gehalten wird.«
»Lerain will es wissen.«
»Er hat die Menschen hier fest im Griff, was mir wiederum nicht gefällt. Da bin ich ehrlich.«
Ich merkte ihr an, dass sie nicht mehr weiter diskutieren wollte, und schwieg ebenfalls.
Oben hatte ich mich noch nicht umgesehen. Colette fragte auch nicht, als ich die Stiege hochschritt, mich duckte und mit der Lampe umherleuchtete.
Es war ein großer Raum, der sich unter dem Dach ausbreitete. Allerdings so niedrig, dass höchstens ein Zwerg aufrecht stehen konnte. Ich hatte den Kopf eingezogen, sah zwei alte Metallbetten nebeneinander stehen und hörte, wie der Wind durch die Ritzen des nicht ganz dichten Dachs pfiff.
Viel zu entdecken gab es hier oben nicht. Ich wollte kehrtmachen, als ich von unten die Geräusche vernahm.
Zunächst waren es hastige Schritte, dann hörte ich den leisen Schrei und einen Moment später den Ruf.
»John, bitte…«
Ich polterte die Stiege hinab, klammerte mich am Handlauf fest und bekam große Augen.
Colette stand mitten im Raum, den Arm ausgestreckt, mit dem Zeigefinger auf ein Fenster deutend.
Ihr Gesicht war verzerrt, sie leckte mit der Zungenspitze über die Lippen, als sie nickte. »John, dort ist es, verdammt. Da, am Fenster…«
Ich stellte keine Fragen, sondern lauschte ebenso, wie sie es getan hatte.
Zum ersten Mal hörte auch ich die unheimlichen Geräusche…

***

Es war ein Klagen und Wimmern. Kinder schienen zu schreien und zu jammern, im Verein mit gequälten Tieren, die irgendjemand prügelte. Der Wind allein war es nicht. Hohe, schrille, klagende und flehende Laute wieselten um die Ecken des Hauses. Manchmal schrill, danach

wieder leise oder qualvoll. Hin und wieder auch laut aufschreiend, dann sanfter, bittender, flehender.

Ein Orchester, zusammengesetzt aus zahlreichen Instrumenten, produzierte die unheimlichen Melodien, die nicht nur bei Colette eine Gänsehaut hinterlassen hatten, auch bei mir.

Sie fraß sich langsam fest, blieb auf dem Rücken liegen und wanderte über das Gesicht.

Sehr langsam drehte sich Colette mir zu und nickte ebenso bedächtig. »Es ist so weit, John. Ich bin davon überzeugt, dass das Schicksal jetzt zuschlagen wird.«

»Hörst du es zum ersten Mal?«

»Ja.« Ihre Blicke blieben starr auf die Fenster gerichtet, als könnte sie dahinter etwas entdecken.

»Ja, John Sinclair, ich höre es zum ersten Mal…«

»Bist du überrascht?«

Colette begriff nicht, was die Frage sollte, sie schaute mich deshalb unsicher an. »Wie - wie meinst du das denn?«

»Ganz einfach. Ob du überrascht bist?«

Sie hob die Schultern. »Ja und nein. Ich - ich habe eigentlich damit gerechnet. Es hört sich auch schlimm und fremd für mich an. Wenn ich allerdings ehrlich sein soll, muss ich sagen, dass es nicht so fremd klingt.«

»Das verstehe ich nicht.«

Sie hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht erklären. Ich höre die Laute vielleicht anders als du. Ich entnehme aus ihnen eine Botschaft. Lach mich bitte nicht aus, aber es ist für mich wie das Klagen und Trauern der toten Seelen. Genau.« Sie nickte. »Das ist es, was ich meine. Das Klagen und Trauern…«

»Um was trauern sie?«

Colette kam einige Schritte auf mich zu. »John, ich habe den Eindruck, als würden sie um mich trauern, und zwar deshalb, weil ich ihnen verloren gegangen bin.«

»Du?«

»Ja, ich.«

»Bildest du dir das nicht…?«

Sie schüttelte heftig den Kopf und drehte sich um, um an mir vorbei auf das Fenster zuzugehen.

»Nein, keine Einladung. Sie haben mich erwartet. Ich bin zurückgekehrt an die Quelle. Sie jammern, sie haben etwas verloren und nun zurückbekommen.«

»Dich also?«

»So muss es sein.«

Vor dem Fenster war sie stehen geblieben. Ich schaute auf ihren Rücken und fühlte mich etwas in die Rolle eines Statisten gedrängt. Es

war besser, wenn ich mich jetzt zurückhielt und nur ihr allein das Feld überließ. Ihre Haltung hatte sich versteift, sie starrte durch das Fenster, sie suchte etwas, und sie musste es gefunden haben, denn sie zuckte plötzlich zurück.

»Er ist da, John!«

Ich wusste sofort, von wem sie gesprochen hatte, und lief zu einem anderen Fenster.

Zunächst entdeckte ich nichts, weil die Dunkelheit einfach zu dicht war.

Dann aber erkannte ich das grüne Gespenst, das etwa in Kopfhöhe über dem Boden schwebte. Der Geist hatte den Weg zu ihr gefunden, hier befand sich seine Heimat, und ich war fest davon überzeugt, dass er Kontakt mit Colette aufnehmen würde.

Furcht zeigte sie nicht, denn wenn mich nicht alles täuschte, waren ihre Lippen sogar zu einem Lächeln verzogen, als sie durch die Scheibe schaute.

Sie sah ihn deutlich, sie horchte, und sie nickte dazu.

»Spricht er zu dir, Colette?«

»Er hat Kontakt aufgenommen. Es ist kaum zu glauben, aber er redete mit mir.«

»Was will er?«

Sie gab mir keine Antwort, so konnte ich mich auf den grünen Schemen draußen konzentrieren.

Er war durchsichtig, feinstofflich und wirkte wie mit einem feinen Pinsel gezeichnet. Einen Körper erkannte ich nicht.

Mal kreiste er nach links, dann wieder nach rechts, als wollte er einen Tanz vorführen. Hin und wieder bildete sich sogar so etwas wie ein Kopf, der sich allerdings schnell veränderte, in die Länge gezogen oder in die Breite gedrückt wurde, sodass der Schädel beinahe lächerliche Ausmaße annahm.

Wenn man überhaupt von einer Körperdichte sprechen konnte, so war sie ab und zu vorhanden, dann strahlte er von innen her weißer als an den Rändern.

»Hat er einen Namen?«, wollte ich wissen. »Kannst du dich an ihn erinnern, Colette?«

»Nein. Aber ich fühle, dass ich zu ihm gehöre, John. Nimm es mir nicht übel, doch ich möchte und muss jetzt mit ihm allein sein.«

»Was heißt das?«

Sie hob den Arm und winkte. Allerdings nicht mir zu, sondern dem Geist. »Ich werde das Haus verlassen, ich gehe zu ihm, und ich werde mit ihm zusammen meinen Weg fortsetzen.«

»Wenn du meinst.«

»Das muss ich, John.« Sie hatte sich gedreht, schaute mich an und trotzdem hindurch.

»Es ist mein Schicksal, und ich weiß ganz genau, dass es mit dem des Geistes eng verbunden ist. Er und ich, wir beide…«, sie lächelte verloren und auch erinnernd. »Ich glaube fest daran, dass wir zusammengehören. Deshalb verlasse ich jetzt das Haus und gehe mit ihm. Ich mag dich, John, deshalb möchte ich dich warnen. Versuche nicht, mich zurückzuhalten oder mir zu folgen. Es sind die Gesetze dieser Insel, die nicht von Menschen gemacht wurden. Ihnen allein muss ich gehorchen.«

»Wenn du meinst.«

»Ich freue mich, dass du mich verstanden hast. Adieu, John Sinclair, ich gehe jetzt.«

Natürlich hielt ich sie nicht auf, aber ich würde einen Teufel tun und hier im Haus warten. Colette Ingrams Problem war ebenso das meine. Schließlich hatte ich sie nicht grundlos begleitet. Ich wollte herausfinden, welches Geheimnis sich auf dieser Insel ausbreitete, deshalb konnte ich Colettes Wünschen nicht nachkommen, so verständlich sie mir auch erschienen.

Durch die geöffnete Tür drang der Luftzug. Kühle strömte in das Haus, verteilte sich, und mein Schützling war sehr schnell von der Dunkelheit verschluckt worden.

Ich hatte noch gesehen, dass Colette nach rechts gegangen war. Diese Richtung war auch mein Ziel.

Die Häuser lagen zur anderen Seite hin. Sie wollte dorthin gehen, wo sich der Rufer befand, dann ich sah das Gespenst.

Es bewegte sich als Schemen durch die Luft. Grünlich und bleich zugleich ließ es seinen Schützling nicht aus den Augen. Dass der Mond so klar und voll am Himmel stand und seinen silberfarbenen Schein zur Erde schickte, war für mich von Vorteil, denn ich konnte Colette auch in der Dunkelheit erkennen, da sich ihre Gestalt vom Boden abhob.

Sie schlug eine neue Richtung ein. Meinem Gefühl nach würde sie, wenn sie so weiterging, den Ort bald erreicht haben, auf dem Colette und ich schon gewesen waren, den Friedhof.

Dort lag das Grab ihres Großvaters, da hatte ich den alten Opferplatz entdeckt. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sich in dieser Nacht so einiges wiederholen würde, was in uralter Zeit angefangen hatte.

Auch ich verließ das Haus. Hinter der Schwelle, wo bereits das Gras einen weichen Teppich bildete, wurde ich flüsternd angesprochen.

Ohne mich umzudrehen, wusste ich, wer da geredet hatte. Lerain, der ungewöhnliche Pfarrer.

»Was wollen Sie?«

Er kam näher. Ich roch ihn, weil er einen Schweißgeruch ausströmte, zudem atmete er heftig. »Das wusste ich, Fremder. Ich wusste, dass es so kommen würde, glauben Sie mir.«

»Was wird denn kommen, Lerain?«
Er kicherte wie ein Teenager. »Wissen Sie das denn nicht? Sie wird ihren Bräutigam besuchen.«
»Wie schön. Wer ist das?«
»Ein alter Druide, Fremder. Sie ist ihm damals versprochen worden, als sie noch klein war. Ja, da hat man ihr gesagt, dass der Druide sie bekommen soll.«
»Als Frau?«
»Zunächst sollte sie seine Braut werden. Und die Druiden vergessen nichts. Es war der letzte Druide auf dieser Insel, der Eichenkundige, der den Menschen so zugetan war, dass er sich eine menschliche Person als Frau nehmen wollte. Mag auch noch so viel Zeit vergangen sein, die Druiden vergessen nichts. Wo sich jetzt der Friedhof befindet, ist seine Opferstätte.«
»Da will ich hin.«
Er schlug mir seine Hand auf die Schulter. »Sind Sie lebensmüde, Fremder? Sie sollten verschwinden, Sie hätten…«
»Hören Sie auf, Lerain. Sie können sich hier verstecken oder sich ein Loch graben, um darin zu verschwinden. Mich jedenfalls werden Sie nicht aufhalten. Und jetzt nehmen Sie bitte die Hand von meiner Schulter. Ich mag es nicht, wenn man…«
»Ja, schon gut, Fremder.« Seine Hand rutschte weg. »Aber sagen Sie nur nicht, dass ich Sie nicht gewarnt hätte.«
»Keine Sorge.«
Ich ließ ihn einfach stehen. Zudem war Colettes Vorsprung schon ziemlich groß geworden. Wenn ich sie einholen wollte, musste ich mich beeilen.
Lerain blieb tatsächlich zurück. Ich hörte ihn noch murmeln und einen Satz sagen, den ich sehr genau behielt. »Bald wird er nicht mehr trauern, Fremder, glaube es mir. Dann sieht alles anders aus, ganz anders, das kann ich dir versprechen.«
Ich fragte nicht nach, was anders aussehen würde, es war mir egal, denn ich würde es bald selbst merken, wenn wir den Friedhof erreicht hatten.
Bisher gab es in dieser Gleichung noch einige Unbekannte. Zu ihnen zählte ich auch Margot Ingram. Es war durchaus möglich, dass sie über das Schicksal ihrer Enkelin Bescheid wusste und deshalb das Haus verlassen hatte. Auch der Großvater musste hoch gepokert haben, um die junge Frau zu retten. Er hatte es nicht geschafft und der alten Magie Tribut zollen müssen.
Die Insel schluckte mich!
Obwohl es keine Berge oder auch nur Hügel gab, überkam mich der Eindruck. Ich fühlte mich als einsamer Wanderer, der durch ein dunkles Gelände schritt und eins wurde mit dieser ungewöhnlichen

Natur, der Ruhe, dem Himmel und dem Wind.

Die Luft war für einen Lauscher gefüllt mit Geräuschen. Sie klangen unheimlich, jammernd und quälend. Das war kein normaler Wind mehr, der sich auf der Insel ausgebreitet hatte. Er brachte die Botschaften aus fernen Reichen mit, aus dem Land der Druiden, dieser geheimnisvollen Welt jenseits der Zeiten.

Mein Gesicht blieb starr. Ich hing den Gedanken nach, die sich schwerfällig in meinem Kopf drehten. Die Ile de Sein war rätselhaft, jeder bleich im Mondlicht schimmernde Stein schien ein Spiegel zu sein, der mich in andere Welten führen wollte.

Die Kälte, die mich erfasst hielt, lag nicht allein am Wind. Sie kam auch von innen, und mit jedem Schritt, der mich näher an das Ziel heranbrachte, verstärkte sich in mir der Verdacht, dass ich nicht sehr willkommen war.

Die Druiden hatten hier ihr eigenes Reich aufgebaut und lebten nach Gesetzen, mit denen wir nichts anfangen konnten. Für Menschen waren sie nicht gemacht.

Colette war meinen Blicken entschwunden. Da ich wusste, wohin sie gehen würde, war es kein Problem.

Der Wind spielte mit den Gräsern und den wild wachsenden Büschen. Alles in meiner Umgebung bewegte sich, als wäre es mit einem unheimlichen Leben erfüllt.

Noch hatte ich den geheimnisvollen Druiden nicht zu Gesicht bekommen, nur seinen Geist, und ich fragte mich, ob er tatsächlich so aussah oder noch eine andere Gestalt annehmen konnte, denn welcher Geist nahm schon eine menschliche Frau als Braut?

Der Vollmond schien genau über dem Friedhof zu stehen und nur auf ihn nieder zu blicken. Ein kaltes, rundes Auge, von innen her durch ein fahlgelbes Leuchten erfüllt. Er glotzte herab und legte ein geisterhaftes Gespinst über die Insel.

Mich trennten noch wenige Schritte von meinem Ziel. Ich suchte nach Veränderungen, fand zunächst keine, bis plötzlich etwas vor mir erschien, das auf mich wie eine unheimliche und gespenstischbleiche Fata Morgana wirkte.

Es entstand eine helle Insel, und sie hatte ihren Platz dort, wo der Friedhof lag, der von Colette längst betreten worden sein musste und wo sie ihren Bräutigam erwartete.

Ich lief schneller. Die Distanz verringerte sich zusehends. Ich hatte den Eindruck, etwas zu versäumen. Dieser Fall war anders als meine sonstigen, geisterhaft, nicht zu fassen, unheimlich, auch sehr traurig, wenn man es genau nahm.

Ich erreichte den Rand des Friedhofs und damit auch den ungewöhnlichen Schein, wollte in ihn hineintauchen, als ich wie vor eine Wand gelaufen stehen blieb.

Man erlaubte es mir nicht, die Magie sperrte sich gegen das Eindringen eines Fremden.

Aber Colette hatte ihn betreten können. Mit sehr sicheren Schritten ging sie genau dorthin, wo sich die Opferstätte befand, an deren Rand und auf einem Grabstein hockend sich die Gestalt einer alten Frau abzeichnete.

Das musste Margot, die Großmutter, sein. Für mich gab es keine andere Alternative.

Sie saß da, als würde sie das geisterhafte Geschehen überhaupt nichts angehen. Den Kopf hielt sie gesenkt, blickte vor ihre Fußspitzen auf den Boden, selbst das Atmen schien sie vergessen zu haben.

Im Gegensatz zu mir hatte sie es geschafft, in diese magische Druiden-Zone einzudringen, und ich war gespannt, wie es weiterging.

Auch Colette nahm ihre Großmutter nicht zur Kenntnis. Sie ging wie eine Schlafwandlerin auf die Opferstätte zu und blieb genau in deren Mitte stehen.

Dort wartete sie ab.

Ich merkte, dass sich in meiner Umgebung etwas tat. Die Luft war erfüllt von einem Raunen und Wispern. Tausend Stimmen zugleich bildeten den Wind, der sich über die Insel hinwegquälte, der abermals jammerte und sein Lied klagte.

Geräusche und Töne, wie ich sie nie zuvor gehört hatte, unheimlich, dann wieder sehr leise, wie ein Singen, das aus einer nicht messbaren Ferne erklang.

Colette drehte sich um.

Sie wirkte in ihrer rauen Jeanskleidung wie ein Fremdkörper im Geisterreich. Durch die Drehung konnte ich in ihr Gesicht schauen und wunderte mich über die Blässe. Wahrscheinlich lag es am Totenlicht des Mondes, der diesen Schimmer auf ihre Züge zauberte.

Leicht hob sie den Kopf an, schaute zum Mond. Zwischen ihr und dem runden Himmelskörpern befand sich plötzlich der grüne Schatten. Lautlos war er hineingetaucht.

Kam der Geist jetzt, um seine Braut zu holen?

Damit musste ich rechnen, aber er benötigte auch bestimmte äußere Bedingungen, die sehr schnell eintraten, denn die magische Zone spielte ihre Kraft voll aus.

Sie veränderte die Zeiten.

Ich war heimlicher Beobachter dieses unglaublichen und unheimlichen Schauspiels und konnte nur den Kopf darüber schütteln.

Bisher hatte nur Colette Ingram innerhalb des Kreises gestanden, sie wechselte diesen Platz auch nicht, aber es erschien zugleich eine zweite Person.

Kleiner als sie, auch viel jünger, ein Kind!

Ich traute meinen Augen nicht. Mein Herzschlag beschleunigte sich,

als ich in das Gesicht des Mädchens schaute. Es trug ein weißes Sommerkleid, das beinahe aussah wie ein Leichenhemd. Das Gesicht war ebenso blass, die Augen groß und gläsern. Die Gestalt wirkte sehr zerbrechlich, doch es gab keinen Zweifel für mich, mit wem ich es zu tun hatte.

Das Mädchen war Colette Ingram!

***

Es gab sie also zweimal!

Dieser Gedanke stieß blitzartig in mein Hirn, und ich musste mich erst einmal damit anfreunden, was mir nur unvollkommen gelang, denn die Realität war hier aufgehoben worden.

In meinen Beinen spürte ich das weiche Gefühl. Ich konnte nicht hin, die magische Schutzwand verhinderte dies, aber ich begriff das vor mir erscheinende Bild. Hier vereinigten sich zwei Zeiten.

Die Gegenwart und die Vergangenheit standen neben- und ineinander.

Gern hätte ich mich in die Gedankenwelt der erwachsenen Colette Ingram versetzt, was mir in diesem Fall nicht möglich war, weil ich außen vor stand und nur beobachtete.

Hinzu kam die Großmutter. Bisher hatte sie regungslos auf der Grabsteinkante gesessen, das änderte sich nun, denn sie hob mit einer schwerfällig wirkenden Bewegung den Kopf an und schaute auf die beiden Personen.

Über ihnen flirrte nach wie vor der Druidengeist, dieses Gespenst, das es Colette so angetan hatte.

Ich war natürlich gespannt darauf, wie sich die Dinge entwickeln würden, und war im Prinzip recht froh, nur als Beobachter zu fungieren.

Die Initiative übernahm Margot Ingram.

Sie stand auf!

Obwohl sie die achtzig erreicht haben musste, geschah dies mit einer geschmeidigen Bewegung.

Eine Frau, die wusste, was sie tat, die aber kaum an Größe zunahm und wirklich zu den kleinen Menschen zählte. Dennoch besaß sie für mich eine innere Größe, denn einschüchtern ließ sich die Frau nicht.

Im bleichen Mondlicht wirkte ihr Gesicht wie aus Baumrinde bestehend, in deren Falten, Runzeln und Kerben die Helligkeit strömte und sie ausfüllte. Das Kleid mit dem geschwungenen Rock reichte ihr bis zu den Knöcheln. Sie trug sehr altmodische Schuhe, die wie Pantinen an ihren Füßen saßen. Ein Kopftuch bedeckte den größten Teil der grauen Haare. Nur im Nacken fielen sie hervor.

Sie stand da, sagte kein Wort, spielte den stummen Beobachter und starrte die beiden Personen an.

Zweimal Colette! Ein magisches Phänomen, hervorgerufen durch die Kraft der Druiden.

Margot hob den Kopf, weil sie den Geist fixieren wollte, der über beiden schwebte.

Dann begann sie zu sprechen. Ich hatte Mühe, ihren Dialekt zu verstehen, und spitzte meine Ohren.

Es waren Worte, die man nicht als freundlich ansehen konnte, sie liefen schon auf eine Abrechnung mit dem Schicksal hinaus.

»Du wirst sie nicht bekommen, Druide, das verspreche ich dir. Colette soll nicht in deiner Welt verschwinden und untergehen. Ich weiß selbst, dass sie dir als junges Mädchen versprochen wurde. Deine Braut sollte sie sein, aber ihre Eltern haben einen Fehler gemacht. Sie wussten nicht, auf was sie sich einließen, als sie dir ihre Tochter versprachen. Sie starben auch, sodass Colette im Schutz ihrer Großeltern aufwuchs, die ihr gaben, was sie konnten. Wir hatten dein Spiel durchschaut. Henri, mein Mann, wollte, dass Colette die Insel verließ. Er wusste, dass der letzte Druide zum Überleben eine Menschenbraut haben wollte. Leider hat sich mein Mann geirrt. Du hast es geschafft, sie zu finden, und du hast dafür gesorgt, dass mein Mann starb. Colette aber wirst du mir nicht nehmen können. Sie ist ein Mensch, und sie gehört zu den Menschen. Ich hoffe, du hast mich deutlich verstanden.«

Ich sah klar. Also doch eine Druidenbraut. Lerain hatte nicht gelogen. Als Kind war Colette dem letzten Druiden versprochen worden, der nun kam, um dieses Versprechen einzufordern, indem er sich ihr gegenüber als Lebensretter aufgespielt hatte.

Wie diese Verbindung konkret vor sich gehen sollte, war mir ebenfalls unklar. Ich hoffte nur, in den nächsten Minuten mehr darüber zu erfahren.

Colette sagte nichts. Der Druidengeist reagierte nicht, so musste die Großmutter auch weiterhin das Wort übernehmen. Und sie richtete es an Colette.

»Du bist mein Enkelkind. Dein Großvater und ich haben all die Jahre für dich gesorgt. Ich spreche auch in seinem Sinne, wenn ich dir sage, dass ich es nicht zulassen werde. Lass die Druidenseelen stöhnen, gehe keine Verbindung mit denen ein, die nicht mehr menschlich sind und nach dem Ableben ihre finsteren Kräfte ausspielen konnten. Du wirst bei uns, bei den Menschen, bleiben, denn dort gehörst du hin, Colette.« Sie streckte einen Arm vor. »Komm zu mir, verlasse den Opferkreis der Eichenkundigen. Dein Platz ist an meiner Seite.«

Ich war sehr gespannt darauf zu erfahren, wie Colette reagieren würde. Sie hatte sich zunächst einmal nicht gerührt, stand abwartend da, wusste wohl nicht, wem sie gehorchen sollte, und schaute erst nach einer Weile auf die Person, die neben ihr stand und die sie selbst

war.

Das Kind bewegte sich.

Es spreizte seinen linken Arm vom Körper ab und streckte die Hand so aus, dass sie die der normalen Colette umfassen konnte.

Und Colette gehorchte!

Die Worte ihrer Großmutter waren bei ihr nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie wollte den anderen Weg gehen und das Versprechen einhalten, was sie auch erklärte.

Gläsern und spröde klang ihre Stimme. »Ich habe lange genug gewartet, um ihn zu treffen. Jetzt erst kehrte bei mir die Erinnerung zurück, denn nun weiß ich, was mir alles entgangen ist. Als Kind bin ich dem Druiden geweiht und versprochen worden. Dieses Versprechen war verschüttet gewesen, nun kommt es wieder hervor. Es hat die Oberfläche meiner Erinnerung erreicht, ich werde mich daran halten, denn ich sehe mich als Kind neben mir stehen.«

»Das bist du nicht!«, rief Margot Ingram. »Verflucht noch mal, Colette, du bist es nicht!«

»Doch!«

»Nein, es ist unmöglich. Du kannst nicht du selbst sein und gleichzeitig ein Kind. Denke darüber nach, Colette. Du bist kein Kind, du bist erwachsen. Das Kind neben dir ist eine Täuschung, eine magische Projektion. Der verfluchte Druide will dich, er will deine Seele, er will alles von dir und benutzt die Projektion als Druckmittel.«

»Er rettete mein Leben.«

»Ja, vielleicht. Es war vordergründig. Er hat es nicht ohne Grund getan. Er rettete dein Leben, um es dir jetzt zu nehmen. Vergessen hat er nichts. Du bist wahr, du bist real, aber nicht das Kind. Glaub es mir, Colette!«

Ich bewunderte diese alte Frau. Solche und ähnliche Worte hätte nicht jede vorgebracht, das stand fest. Die meisten Menschen wären vor Angst vergangen, nicht aber Margot Ingram.

Sie kämpfte, obwohl sie durch den Tod ihres Mannes einen schweren Verlust erlitten hatte.

»Entscheide dich, Colette. Entscheide dich jetzt und hier. Komm wieder zurück!«

»Nein, Großmutter!«

Von dieser Antwort war selbst ich überrascht worden. Wie tief musste der Stachel stecken, dass sie sich dermaßen aufführte. Ich konnte es kaum begreifen.

Auch Margot Ingram fasste es nicht. Sie schüttelte den Kopf. Ich erhaschte einen Blick in ihre Augen und sah Tränenwasser darin schimmern. »Was bist du dumm, dass du mir nicht glaubst. Muss ich erst den Beweis antreten, den ich in Wirklichkeit nicht antreten will? Zwingst du mich tatsächlich dazu?«

»Ich bin ihm als Kind versprochen worden. Ich bin seine Braut, ich werde es bleiben.«

»Das Kind ist nicht echt!«

»Aber ich fasse es an!«

Die Lage spitzte sich dramatisch zu. Ich hatte längst mein Kreuz hergeholt, auch die Beretta. Das Kreuz hing vor meiner Brust, es reagierte aber noch nicht.

Da tat die alte Frau etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Sie griff unter ihre Jacke und holte eine alte Pistole hervor. »Es tut mir selbst leid, dass es so weit kommen musste, Colette. Du hast mir keine andere Wahl gelassen. Erinnere dich an diese Waffe. Dein Großvater hat sie schon besessen, und sie ist mit einer besonderen Kugel geladen. Blei als Mantel, im Innern jedoch ein magisches Pulver, das er hier, auf diesem Opferplatz, hergestellt hat. Danach goss er die Kugel, eine nur, eine sehr wichtige. Ein altes Mittel gegen die Druiden, vermischt mit magischen Ingredienzien, die nur dein Großvater kannte und deren Zusammenstellung er mir weder erzählt noch sie niedergeschrieben hat. Aber ich weiß, wie ich damit umzugehen habe, Kind. Eine Kugel, die den Bann des Furchtbaren von dir nehmen wird.«

Colette konnte es nicht fassen. »Du willst schießen?«, rief sie, um danach zu lachen. »Ich stehe hier auf einer magischen Insel, sie schützt mich, niemand kann sie durchbrechen, nur ich…«

»Die Kugel schon!«

Margot Ingram hatte die Worte hart und emotionslos ausgesprochen, bevor sie die rechte Hand anhob, und diese noch mit der linken abstützte, da die Waffe sicherlich einen mächtigen Rückstoß hatte.

Sie wollte tatsächlich schießen!

Sollte ich sie lassen? Eine schwere Entscheidung für mich. Doch ich ging davon aus, dass sie eigentlich mehr über die Dinge Bescheid wusste als ich.

Also überließ ich ihr das Feld!

Sie ging noch einen Schritt vor. Colette hob abwehrend beide Hände, sie wollte sich schützend vor das Kind stellen, was ihr nicht mehr gelang, denn Margot war schneller.

Sie schoss!

***

Der Knall war sehr laut, als wollte er den alten Friedhof förmlich zerreißen.

Aus der Mündung fauchte eine handlange Flammenzunge hervor, sie spie die Kugel aus - und ins Ziel.

Das schwere, mit magischem Pulver gefüllte Bleimantelgeschoss erwischte das Kind dicht unter dem Hals. Es zerriss seine Brust und

hätte es auf der Stelle töten müssen.

Margot war von dem Rückstoß der Waffe etwas nach hinten gedrückt worden. Um sie kümmerte ich mich nicht, ich sah nur, was mit dem Kind geschah und wie gleichzeitig die magische Druidenära zusammenbrach.

Mir kam es vor, als würde sie sich zu einem gewaltigen Trichter verändern, der alles in sich aufsaugen wollte, was sich in seiner unmittelbaren Umgebung befand.

Der Körper des Kindes zerriss.

Grüne Fetzen jagten in die Höhe. Ich sah kein Blut, nur diese Teile, die tatsächlich zu keinem Menschen gehören konnten, sich sammelten und dem gespenstischen Schatten entgegenjagten, der nach wie vor über der Opferstätte schwebte.

Begleitet wurde der Vorgang von den unheimlichen Klängen und Geräuschen, die ich bereits kannte, diesmal verstärkt und wesentlich schlimmer.

Die schrillen Schreie, das Heulen, das Jammern, das Stöhnen und Brüllen vermischten sich zu einem unheimlich klingenden Inferno. Colette war auf die Knie gefallen, anklagend streckte sie ihre Hände gegen den Himmel. Auch sie schrie, aber ihre Schreie gingen unter.

Der Bann war gebrochen, nichts hielt mich mehr auf. Ich rannte in das Zentrum hinein.

Colette hatte mir den Rücken zugedreht, sie konnte mich nicht sehen, aber sie spürte mich, als ich meine Hand auf ihre Schulter legte, um sie in die Höhe zu zerren.

Da fing sie an zu schreien und sich zu wehren. Plötzlich entwickelte sich Colette zu einer Furie. Erst warf sie sich auf den Boden, dann schnellte sie hoch. Diesmal mit ausgestreckten Armen, um mir ihre Fingernägel durch das Gesicht zu ziehen.

Ich wehrte sie ab und setzte eine Handkante hinterher. Sie lief in den Schlag hinein. Er federte gegen ihren Hals und sorgte dafür, dass sie an Kraft verlor. Auf schwachen Beinen wankte Colette zurück. Außerhalb des Opferkreises fiel sie zu Boden.

Ich hatte mich bisher nicht um den Druiden kümmern können. Von der Gestalt des Kindes war nichts mehr vorhanden. Die Reste waren in die Höhe gejagt, wo sie sich mit dem vereinigt hatten, was von dem Druiden zurückgeblieben war.

Über uns rotierte ein schwarzgrüner Ball, von grellen Blitzen umgeben, die aus dem Mond hervorzuschießen schienen und immer wieder in den Schädel hineinstießen, als wollten sie diesen mit einer anderen Magie voll pumpen.

Der Ball veränderte sich. An einigen Stellen wuchs er sich aus, bekam andere Konturen, regelrechte Beulen, die aussahen, als würden sie jeden Moment aufplatzen.

Es entstand ein Kopf mit einem Gesicht!
Grausam gelbe Augen, leicht geschlitzt, dazu eine Nase, die ebenfalls aus Beulen bestand, darunter aber weder einen Mund noch Lippen, dafür gebogene Zähne, die ebenfalls einen grünlichen Schimmer zeigten.
Der Kopf des Druiden schwebte über uns und verdeckte die Sicht auf den Mond.
Dann war er weg!
Er huschte davon, als hätte er einen Schlag erhalten. Wie ein Komet ohne hellen Schweif tauchte er ein in die Finsternis, ohne von uns lange verfolgt werden zu können.
Von der Opferstätte drang Brandgeruch in meine Nase. Ich verließ sie schnell und ging zu den beiden Frauen hin, die beisammen hockten, und wo sich die Großmutter rührend um ihre Enkelin kümmerte, sie umarmt hatte und tröstete.
Als mein Schatten über beide fiel, schaute die alte Frau hoch. »Ich kenne dich nicht«, sagte sie.
»Aber ich spüre, dass du mehr bist als nur ein zufälliger Bekannter meiner Enkelin!«
»Das kann schon sein.«
»Wer also bist du?«
»Jemand, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, einige Dinge auf dieser Welt zu stoppen, die nicht hineingehören.«
Margot lachte mich an. »Das hast du gut gesagt, aber kannst du es auch gegen sie aufnehmen?«
»Das hoffe ich.«
»Dein Beweis war ermutigend. Ich bin froh, dass du hier bist, denn er wird nicht aufgeben.«
»Das denke ich auch. Wurde Colette ihm tatsächlich damals als Kind versprochen?«
»Ja, so ist es gewesen. Der letzte Druide war böse, er war von einem Dämon besessen. Um ihn zu beruhigen, haben einige Menschen Colette indirekt geopfert. Selbst ihre Eltern schreckten davor nicht zurück.« Sie hob die Schultern. »Ich kenne den genauen Grund nicht, aber mein Mann und ich ahnten, dass Böses und Schlimmes auf uns zukommen würde, wenn Colette auf der Insel blieb. Deshalb sorgten wir dafür, dass sie wegkam. Es hat nichts genutzt, der Druide konnte sich an das Versprechen noch sehr gut erinnern.«
»Wie konnte er überleben?«
Margot nickte und lachte zugleich. »Er war besessen, in ihm steckte eine fremde Kraft. Er war ein Druide, der einem noch schlimmeren Druiden diente.«
Mir fiel ein Name ein. »Guywano?«
Die Frau zuckte zusammen. »Kennst du ihn?«

Ich schaute zum blassen Mond hinauf und nickte einige Male. »Und ob ich ihn kenne. Er gehört zu meinen größten Feinden, hat sein Reich aber nicht in dieser Welt, sondern in Aibon, einem Reich zwischen den Zeiten, von dem nur wenige etwas wissen.«

»Aber du kennst es?«

»Ja.«

Margot Ingram fragte nicht mehr weiter. Sie war der Meinung, dass wir diesen Ort verlassen sollten.

»Und wo sollen wir hin?«

»Lasst uns zu mir gehen. Mein Haus ist leer. Ich wusste, dass es hier passieren würde, auch mein Mann hat an diesem unheimlichen Flecken Erde gewartet.«

»Ohne es zu schaffen.«

»Die andere Macht war stärker als er. Vielleicht hätte er schießen sollen, aber in der Waffe steckte nur eine Kugel. Mit der wollte er das Leben seiner Enkelin retten.«

»Ist es denn gerettet?«, fragte ich.

Die alte Frau wischte über ihre Augen. »Vorläufig, obwohl ich nicht glaube, dass der Druide aufgeben wird. Was ihm einmal versprochen wurde, das muss er einfach erhalten, verstehst du mich? Er würde sonst sein Gesicht verlieren.«

Ich schaute über das unheimliche Gelände. Der Wind bewegte Gras und Zweige, gab ihnen ein geisterhaftes Zittern.

Schwarzblau stand der Himmel über uns. Sterne funkelten in juwelenkalter Pracht.

Die Toten lagen in geweihter Erde, nur im Kreis auf der Mitte wirkte die alte Magie der Druiden.

Hier hatten sie früher ihre Opfer gebracht, hier war ihr Forum gewesen.

»Wen hast du denn wirklich getötet?«, fragte ich Margot Ingram.

»Kein Kind, wenn du das meinst.« Während der Worte streichelte sie das Haar ihrer Enkelin. »Es war eine Erscheinung, ein magischer Druidenbluff, das kannst du mir glauben. Da können ihre Geister noch so jammern und vergangenen Zeiten nachtrauern, ich habe mich davon nicht erweichen lassen. Es ist hier nicht gut für die Druiden ausgegangen, der Ort war wohl nicht gut, aber die Geister der toten Eichenkundigen haben darauf gewartet, dass sich der Letzte aus ihrer Mitte durch die Heirat mit einem Menschenkind regeneriert. Wir haben es verhindert, wir werden es immer wieder verhindern. Erst wenn auch der allerletzte Druide vernichtet ist, haben wir Ruhe.«

»Ich werde dir helfen.«

»Das wusste ich«, sagte die Frau lächelnd. »Dabei weiß ich nicht einmal deinen Namen.«

Ich sagte ihn.

»Sinclair«, wiederholte sie. »Es hört sich nach England an. Stammst du von dort?«

»Ja, aber eigentlich ist meine Heimat Schottland. Dort haben meine Vorfahren gelebt.«

Sie murmelte den Namen einige Male vor sich hin, sodass ich sie fragte, weshalb sie das tat.

Margot hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Bekannt kommt er mir nicht vor, doch irgendwie ist er mir vertraut. Hast du viel Ahnenforschung getrieben?«

»Noch nicht.«

Sie schaute mich ernst an. »Vielleicht solltest du das tun, was deine Familie angeht.«

»Mal sehen.«

Natürlich behielt ich meine Wiedergeburten für mich, erwähnte keinen Hector de Valois oder Richard Löwenherz. Das waren Tatsachen, die nur mich etwas angingen. Aber ihren Hinweis auf die Ahnenforschung wollte ich nicht aus dem Gedächtnis streichen und darüber auch mit meinem Vater sprechen, der mehr Zeit hatte, um diesen Forschungen nachzugehen.

Als sich Margot bewegte, half ich ihr, Colette auf die Beine zu stellen. Sie war ziemlich groggy, schwankte, ich hielt sie fest, dann betastete sie ihren Hals.

»Wie geht es dir?«, erkundigte ich mich.

Aus trüben Augen schaute sie mich an. Dennoch konnte sie sich erinnern. »Du hast mich niedergeschlagen, John, nicht wahr?«

»Ich musste es tun.«

Sie widersprach nicht, erwähnte auch mit keinem Wort den Druiden und widersprach ebenfalls nicht, als Margot den Vorschlag machte, den Friedhof zu verlassen.

»Wir gehen zu mir.«

Colette nickte nur.

Ich musste sie stützen. Sie warf nicht einen Blick zurück und ging schweigend neben mir her.

Ich dachte an das hässliche Gesicht, an diesen verfluchten Beulenkopf und rechnete stark damit, dass der Druide noch längst nicht aufgegeben hatte.

Wir schauten dem Dorf entgegen. Das Mondlicht streifte die Dächer der Häuser und gab manchen von ihnen einen geheimnisvollen, bleiern wirkenden Glanz.

Aus zahlreichen Schornsteinen quoll Rauch in die Höhe, den der Wind zerfaserte. Die Schatten der Nacht lagen schwer über den Häusern und schienen sie noch tiefer in die Mulden hineinzudrücken und gegen den Schutz der Steinmauern.

Das Meer wuchtete seine Brandung gegen die hellen Kreidefelsen. Ein

ewiges Rauschen, das ich erst jetzt wieder richtig wahrnahm, weil ich mich allmählich entspannte.

Margot Ingram sprach ihre Enkelin einige Male an. Sie erhielt jedoch keine Antwort. Colette war zu sehr mit sich selbst und mit ihren Gedanken beschäftigt.

Ich war mir sicher, dass uns zumindest Lerain hatte kommen sehen. Er aber hielt sich zurück, was auch die übrigen Bewohner der Ile de Sein taten.

Margot wollte ihr Haus betreten und wunderte sich, dass ich sie davon abhielt.

»Weshalb…?«

»Bitte, ich möchte erst nachschauen, ob keine unangenehmen Überraschungen auf uns warten.«

»Gut.«

Im Haus brannten noch immer die Kerzen und erfüllten den Raum mit ihrem flackernden Schein, der Muster gegen die Wände und auch über den Fußboden warf.

Das Heulen und Jammern der Druidenseelen hätte gut in diese Atmosphäre gepasst, aber die Geister hielten sich zurück. Vielleicht waren sie auch eingetaucht in ihre Welten und wollten sich nicht mehr zeigen.

Natürlich dachte ich an den Schädel und daran, dass er aus einem Geist und einer Materie bestand.

Diese Materie war einmal der Körper eines Kindes gewesen, keines echten wohlgemerkt, er hatte nur als Lockvogel gedient und war für mich nichts anderes als das konzentrierte Böse gewesen.

Ich hörte hinter mir Schritte und drehte mich herum. Margot führte ihre Enkelin in das Haus.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte sie.

»So weit schon.«

Margot führte Colette zu einem Stuhl. »Ich werde dir etwas zu trinken holen, Kind.«

Sie nickte nur apathisch.

Ich setzte mich zu ihr. »Weißt du eigentlich genau, was geschehen ist, Colette?«

Sie bewegte ihren Kopf. »Nein, nicht richtig. Es kam mir wie ein Traum vor. Ich musste ihn sehen…«

»Das verstehe ich sogar. Er ist dein Lebensretter gewesen.«

»Und ich war ihm versprochen worden. Die Erinnerung kam plötzlich. Ein Versprechen muss gehalten werden.«

»Nicht, wenn es für dich den Tod bedeuten kann, Colette!«

Sie hob die Schultern und nahm das Glas entgegen, das ihr von Margot gereicht wurde. Das Wasser trank sie in kleinen Schlucken, schaute ihre Großmutter an, mich ebenfalls und wusste wohl nicht so

recht, wie sie sich verhalten sollte.

»Wird er denn zurückkehren?«, fragte sie leise.

Ich nickte. »Davon müssen wir ausgehen. Er hat eine andere Gestalt angenommen, Materie und Geist konzentrieren sich bei ihm auf eine bestimmte Form.«

»Ich sah einen Kopf«, flüsterte sie zwischen zwei Schlucken.

»Das stimmt.«

»Er konnte sogar fliegen«, bestätigte die Großmutter.

Colette hob ihre Schultern und verengte dabei die Augen. »Ja, er wird die Insel nicht verlassen. Das spüre ich sehr deutlich. Es ist sein Reich, hier hat er gelebt, hier fühlte er sich wohl. Er wird das Grauen bringen, davon bin ich überzeugt. Er wird von einer Welt in die andere tauchen, er kann sein Reich verlassen, man hat ihn genarrt, was ich zu spüren bekommen werde.«

»Noch sind wir da«, sagte ich.

»Wie willst du ihm denn beikommen?«

»Das entscheide ich, wenn es so weit ist.« Ich dachte daran, dass er sich so schnell wie möglich zeigen sollte, weil ich einfach keine Lust hatte, noch stundenlang auf ihn zu warten. Er wollte eine Entscheidung, ich ebenfalls.

Plötzlich läutete die Glocke!

Das geschah so unerwartet, dass wir drei starr auf dem Fleck saßen und uns zunächst nicht rührten.

»Was hat es zu bedeuten?«, fragte ich.

Margot hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, aber die Menschen scheinen etwas bemerkt zu haben, besonders Lerain, sonst würde er nicht die Totenglocke läuten.«

»Wenn sie anschlägt, bedeutet das Böses«, flüsterte Colette. »Sie hat immer mit Sterben zu tun.«

Ihre Augen weiteten sich. »Sind wir damit gemeint oder nur ich?«

Ich gab ihr keine Antwort. Dafür stand ich auf und erklärte den beiden, dass ich mich draußen umsehen wollte.

»Sei vorsichtig, John Sinclair!«, flüsterte mir die alte Frau warnend nach.

»Keine Sorge, das schaffe ich schon.«

Vor dem Haus erreichte mich der Klang lauter. Man spricht immer vom dünnen Bimmeln der Totenglocke. Das mochte tagsüber seine Richtigkeit haben, in der Nacht jedoch, wenn es stiller war, sah alles ganz anders aus. Da klang selbst dieses Läuten lauter.

Zum Kirchturm schaute ich nicht hin, weil ein anderes Ereignis meine Aufmerksamkeit voll und ganz beanspruchte. Ich konnte von meinem Standort aus nicht direkt bis zum Friedhof schauen, sondern nur in die ungefähre Richtung.

Dass sich dort etwas tat, war zu sehen, denn über dem Areal

schwebte ein grünlicher Schein.

Für mich stand fest, dass der Druidenschädel einen Angriff vorbereitete.

Noch tat sich nichts. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Der Wind hatte sich etwas gelegt. Wenn der in mein Gesicht fuhr, hörte ich seine Laute. Wiederum nahm ich das Säuseln und leise Klagen der Trauer, das der Wind mitbrachte.

Dann schreckten mich rasche Schritte auf, die hinter mir erklangen. Ich drehte mich um. Lerain hetzte auf mich zu. Er war außer Atem und schien schnell und weit gelaufen zu sein.

Keuchend blieb er vor mir stehen. »Sie haben Schuld, nur Sie, Mister, das sage ich Ihnen.«

»Woran trage ich die Schuld?«

»Schauen Sie nach vorn. Sehen Sie das Leuchten? Dort haben sich die verfluchten Druidengeister versammelt. Sie konnten ihre Welt verlassen und bilden die Aura.«

»Ob es mehrere Geister sind, weiß ich nicht. Mir ist bisher nur einer begegnet. Eine andere Frage habe ich. Weshalb läutet die Totenglocke? Haben Sie das veranlasst?«

Er nickte heftig. »Und ob ich das getan habe, Fremder. Ich musste es, denn ich weiß, dass der Tod auf unser Dorf zukriecht. Die Menschen werden ihre Häuser bald verlassen haben. Ich habe ihnen geraten zu fliehen, obgleich sie auf dem Meer auch nicht sicher sind. Niemand ist vor den Druiden und ihrer Macht sicher.«

Ich packte ihn an und schüttelte ihn durch. »Wer immer Sie sein mögen, Lerain, Pfarrer oder Scharlatan, aber sagen Sie den Leuten, dass sie in ihren Häusern bleiben sollen.«

»Warum?«

»Weil ich es so will.«

»Das ist keine Antwort für mich. Sie sind fremd hier, ich kenne die Gegebenheiten…«

»Dann richten Sie sich danach, verflucht noch mal. Sie können dazu beitragen, dass es keine Toten gibt und dass es zu keiner Katastrophe kommt.«

»Wollen Sie das verhindern, Fremder?«

»Wahrscheinlich.«

»Wie denn? Wie denn?«, kreischte er. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie es schaffen.«

»Gehen Sie!« Ich ließ ihn los und stieß ihn so hart zurück, dass er stolperte.

Er blieb stehen und drohte mit der Faust. »Bereuen werden Sie es, Fremder! Sie haben es gewagt, sich in unsere Angelegenheiten einzumischen. Sie haben es tatsächlich gewagt. Das wird Sie etwas kosten, wahrscheinlich sogar das Leben.«

»Machen Sie keinen Unsinn, Lerain.«
»Das Mädchen!«, keuchte er. »Es geht um das Mädchen. Es hat sich nicht richtig verhalten, deshalb ist das auf dem Friedhof geschehen. Die alten Geister der Toten, die wir längst vergessen haben, sie sind da und melden sich wieder. Auf dieser Insel lastet ein böser Fluch, ein Druidenfluch. Die Seelen finden keine Ruhe, sie heulen im Wind, nur weil Menschen nicht in der Lage sind, ein Versprechen einzuhalten. Verstehen Sie das, Fremder?«
»Sie haben schließlich laut genug gesprochen, Lerain. Aber jetzt gehen Sie, ich kann es nicht mehr hören. Sorgen Sie dafür, dass es keine Toten gibt.«
Er starrte mich noch einmal an, dann machte er kehrt und rannte weg.
Im Prinzip musste ich ihm Recht geben, denn das alte Versprechen war tatsächlich nicht eingelöst worden. Dass Druiden Rache nehmen können, war mir auch klar, nur konnte ich nicht sagen, wie diese Rache aussehen würde.
Auf dieser Insel waren zahlreiche Druiden begraben worden. Eichenkundige, die keine Feinde der Menschen gewesen waren und sich praktisch mit ihnen verbündet hatten.
Ihre Körper lagen in der feuchten Inselerde, längst vermodert und zu Staub zerfallen.
Aber was war mit ihren Seelen?
Wohin gelangten sie nach dem Ableben der Druiden? Vielleicht nach Aibon, das von den Eichenkundigen als Paradies angesehen wurde? So oft ich schon in diesem für Menschen verbotenen Land gewesen war, danach hatte ich nicht gefragt.
Endlich verstummte das Läuten.
Dennoch trat keine Stille ein. Die Botschaft der Glocke hatte ihr Ziel erreicht und die Menschen aus ihren Häusern ins Freie gelockt. Ich hörte ihre Stimmen, sah auch flackernde Lichter, weil einige von ihnen Fackeln trugen und andere mit Taschenlampen bewaffnet waren.
Keiner wusste, was eigentlich geschehen war. Sie redeten durcheinander. Ich war jedoch fest davon überzeugt, dass sich alle auf den grünbleichen Schein über dem Friedhof konzentrieren würden, denn dort befand sich die magische Zone.
Nicht mehr lange allerdings, denn sie begann zu wandern!
Plötzlich stieg der Schein an und breitete sich gleichzeitig aus wie ein See.
Für mich war es ebenso spannend wie für die anderen, denn ich ging davon aus, dass dieses geisterhafte Druidenlicht sich auf ein neues Ziel zu bewegen würde.
Colette war nicht vergessen, deshalb nahm ich an, dass Margots Haus

gemeint war.
Noch blieb ich draußen, auch deshalb, weil ich den Schädel des Druiden suchte.
Urplötzlich war er da!
Er schien aus dem Erdboden hervor in die Höhe geschleudert worden zu sein, begleitet von einem mächtigen Schwung und mitten hinein in das grünliche Flirren.
In seiner Farbe ebenfalls grün, aber trotzdem dunkler, hob er sich viel besser vor dem Hintergrund ab und kam mir vor wie eine in die Nacht hineingestoßene Projektion.
Es war der zentrale Punkt einer tödlichen Gefahr für die kleine Insel vor der französischen Küste.
Der Plan des Druiden war nicht aufgegangen, man hatte ihn enttäuscht, und er würde versuchen, sich dafür zu rächen.
Die Bewohner des kleinen Dorfes ohne Namen hatten die magische Zone längst bemerkt. Stellte sich die Frage, ob sie auch den beiden Frauen aufgefallen war.
Ich rammte die Haustür so hart und laut nach innen, dass Großmutter und Enkelin zusammenschraken und mich aus großen Augen ängstlich anschauten.
Zeit für lange Erklärungen hatte ich nicht. Lapidar meine Feststellung. »Er ist wieder da!«
»Wo?« Colette schnellte hoch.
»Über dem Friedhof schwebt der Schädel eingehüllt in eine Aura aus grünem Druidenlicht, und ich glaube kaum, dass er nur erschienen ist, um dort zu warten.«
Colette sagte nichts. Sie verkrampfte ihre Finger ineinander, schluckte einige Male und sah plötzlich hilflos aus.
Im Gegensatz zu Margot. Ihre Stimme klang sehr fest. »Was sollen wir tun? Was schlägst du vor?«
»Nicht wir müssen etwas tun, dafür der Schädel. Er ist erschienen, und ich glaube kaum, dass er sich länger über der Opferstätte aufhalten will. Dieser Druidengeist ist von uns genarrt worden, es steht also noch eine Rechnung offen.«
»Dann wird er kommen?«
»Richtig, Colette.«
Sie senkte den Blick, bevor sie zu ihrer Großmutter hinsah, als könnte sie von ihr eine Lösung erwarten, aber Margot stimmte mir zu, bevor sie fragte: »Das Läuten, John, muss etwas bedeutet haben. Hast du mit Lerain gesprochen?«
»Natürlich. Er hat die Bewohner gewarnt.«
»Verließen sie ihre Häuser?«
»Leider.«
»Himmel, wie dumm sind die denn?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Lerain uns als die Quelle allen Übels ansieht.«

»Ausgerechnet er«, flüsterte die alte Frau. »Lerain hat es gerade nötig. Er ist derjenige gewesen, der sich auf die Seite der Druiden gestellt hat.«

»Als Pfarrer?«, wunderte ich mich.

Margot Ingram konnte nur lachen. »Wenn dieser Mann Pfarrer ist, bin ich eine Schönheitskönigin.«

Über den Vergleich musste ich grinsen, wollte aber wissen, was er nun genau war.

»Niemand weiß es so richtig, John. Jedenfalls hat er mit den Druiden paktiert, glaube ich. Warst du schon einmal in der Kirche?«

»Noch nicht.«

»Lass es auch besser sein. Dort wirst du keine christlichen Symbole mehr finden. Er hat sie in letzter Zeit alle entfernt. Er muss gewusst haben, dass der Druidengeist zurückkehren würde, um sein Versprechen einzulösen.«

»Dann wird er es auch schaffen, die anderen Bewohner gegen uns aufzuhetzen«, sprach Colette, bevor sie sich langsam in die Höhe drückte und mir zunickte.

»So sehe ich das auch.«

»Es klingt pathetisch, John, aber wäre es nicht besser, wenn ich mich dem Schädel und damit der Magie der Druiden stelle? Wenn sie mich haben, kehrt hier Ruhe ein und…«

»Natürlich wäre es besser«, erwiderte ich und sah, wie Margot sichtlich erschrak. Meine nächsten Worte beruhigten sie wieder. »Aber ich werde bei dir sein, Colette.«

»Dann gehen wir beide hinaus?«

»So ist es.«

Es kam anders. Zunächst jedenfalls, denn von außen her trat Lerain die Tür auf. Er hatte keine Rücksicht genommen, denn er wusste eine gewisse Macht in seinem Rücken.

Durch die offene Tür konnten wir erkennen, dass sich die Bewohner hinter ihm und vor dem Haus der Ingrams aufgebaut hatten und dort standen wie eine Wand.

Fackeln und Taschenlampen erhellten die Nacht. Der sich unruhig bewegende Schein stieß mit seinen Flammenspitzen in die Dunkelheit, um von ihr aufgesaugt zu werden.

Breitbeinig hatte sich Lerain aufgebaut. Sein Gesicht zeigte einen bösen Ausdruck, der durch das harte Grinsen noch verstärkt wurde.

»Was wollen Sie?«, fuhr ich ihn an.

»Sie!« Sein Arm schnellte halbhoch. Der ausgestreckte Zeigefinger wies auf Colette.

»Und dann?«

»Ich werde sie holen und dafür sorgen, dass ein altes Versprechen eingelöst wird.«

Ich grinste nicht, sondern lächelte. Mein Lächeln war mit einem leichten Spott vermischt. »Wie können Sie sich so verdammt sicher sein, Lerain, dass ich es zulasse?«

»Das weiß ich eben.«

Ich ging auf ihn zu. »Nichts wissen Sie, gar nichts.«

Hart lachte er mich an. »Hören und sehen Sie, Fremder. Hinter mir steht eine Macht. Es sind Männer, Frauen, Halbwüchsige, die ich aufgeklärt habe. Sie wissen, dass sie nur in Ruhe leben können, wenn das Versprechen eingelöst wird.«

»Ja, Lerain, Sie sind der richtige Mann, das habe ich schon gehört. Den Druiden sehr zugetan…«

Er tippte gegen seine Brust. »Ich weiß, wer die wahren Herrscher sind, Fremder. Sie kennen sich auf der Ile de Sein nicht aus. Sie haben hier nichts verloren, aber Sie werden etwas verlieren - Ihr Leben!«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, brandete der Schrei der Zuschauer in das Haus.

Einige Menschen duckten sich, andere blieben wie erstarrt stehen, ein jeder schaute nur in eine Richtung.

Ich drehte mich um.

Da sah ich es auch.

Hinter der Fensterscheibe stand, als wäre er von einem Faden gehalten worden, der hässliche Druiden-Schädel…

***

Dass er dort nicht lange stehen bleiben würde, war mir klar. Eine Scheibe stellte für ihn kein Hindernis dar. Es kam nur darauf an, wer schneller von uns beiden war.

Ich riss die Beretta hervor, zielte kurz und schoss. Gleichzeitig setzte sich Lerain in Bewegung. Wie ein Berserker stürmte er in den Raum, von mir nicht gestoppt. Er wollte Colette, was auch ihre Großmutter gesehen hatte, denn sie warf sich Lerain in den Weg.

Meine Kugel hatte die Scheibe getroffen und sie zertrümmert. Ob ich den Schädel auch erwischt hatte, wusste ich nicht, jedenfalls war er verschwunden.

Zudem gab es andere Probleme für mich. Lerain hatte keine Rücksicht genommen und die alte Frau brutal zu Boden gestoßen. Jetzt beschäftigte er sich mit Colette.

Auch bei ihr wollte er Gewalt anwenden, nur kannte er ihren normalen Beruf nicht, was sich rächte, denn Colette war eine voll ausgebildete Polizistin, die auch den Nahkampf beherrschte.

Das bewies sie sehr drastisch, als Lerain sie zu Boden schlagen wollte. Geschickt wehrte sie den Hieb ab und rammte ihr Knie in die

Höhe. Lerain gurgelte auf, denn der Stoß hatte ihn zwischen den Beinen erwischt. Er torkelte zurück, es fiel ihm schwer, Luft zu holen, und Colette setzte augenblicklich nach.

Bevor Lerain seine Arme als Deckung vor das Gesicht hochreißen konnte, hatte sie einen Treffer gelandet, der den angeblichen Pfarrer bis gegen die Tischkante schleuderte. Das Möbelstück rutschte weg, er konnte keinen Halt mehr finden und landete am Boden.

Colette würde mit ihm fertig werden. Es tat ihr gut, wenn sie ein Erfolgserlebnis hatte.

Ich kümmerte mich derweil um Margot. »Die alten Knochen wollen nicht mehr, John.«

»Können Sie aufstehen?«

»Mein rechter Ellbogen…« Sie verzog das Gesicht, weil sie Schmerzen verspürte.

Ich half ihr vorsichtig hoch und hatte sie kaum auf den Stuhl gesetzt, als mich Colettes Warnschrei herumflirren ließ.

Die Scheibe war durch meine Kugel zersplittert, aber den Schädel hatte ich nicht erwischt. Er stand zwischen der Haustür und den Menschen, eine bleiche, grüne Aura ausstrahlend.

Gelbe Augen starrten böse in das Haus. Colette stand wie unter einem Bannstrahl, sie konnte sich nicht mehr bewegen.

Plötzlich ging sie vor, als hätte ihr der Kopf einen Befehl dazu gegeben.

Ich schrie sie an, zurückzubleiben. Sie hörte nicht und würde den Kopf früher erreicht haben als ich ihn.

Aber nicht so früh wie mein Dolch!

Ich holte ihn mit einer geschmeidigen Bewegung aus der Scheide und schleuderte die Waffe auf den Druidenkopf zu.

Treffer!

Die Klinge verschwand oberhalb der bösen, gelben Augen in der Stirn des Druidenkopfs. Plötzlich war der kalte Blick der Augen wie weggewischt. Sekundenlang noch stand der Schädel in der Luft, dann geschah das, was ich mir gewünscht hatte.

Er zerplatzte. Die Kraft des Dolches und die des geweihten Silbers hatten dafür gesorgt.

Er zersprühte, die Materie verging, verwandelte sich in Licht, das einen grünen Schatten in den Wohnraum warf und auch Colette nicht ausließ.

Den Schädel hatte ich vernichten können, den Geist leider nicht. Wieder einmal stand er zitternd in der Luft und sah so aus, als wollte er sich ein neues Opfer suchen.

Lerain reagierte am schnellsten.

Er rannte auf die geisterhafte Erscheinung zu. Er wedelte mit beiden Armen, als wollte er ihn willkommen heißen. In seinem Gesicht waren

die Augen weit aufgerissen. Er schrie und atmete zugleich, er wollte den Geist des Druiden in sich aufsaugen.

Keiner hinderte ihn daran, aber zahlreiche Zeugen schauten zu, wie der Druide ihn abwies.

Plötzlich fuhr der Schatten in Lerain hinein. Er musste seinen Weg durch die Nase und den Mund gefunden haben, und von innen her begann der angebliche Pfarrer zu leuchten. Das Strahlen reichte von den Füßen bis hinein in den Kopf. Sein Gesicht sah aus wie eine Maske, hinter der eine Lichtquelle ihren Platz gefunden hatte und nun in den Kopf hineinleuchtete. Es war mir, als würde seine Haut immer dünner werden und sich alles in und an ihm in eine durchsichtige Gestalt verwandeln.

Der Vergleich mit einem Röntgenbild kam mir in den Sinn, so sahen wir ihn, als er vor uns stand.

Seine Organe, die Adern, auch das darin fließende Blut, das aber dunkel und grün wirkte.

Dann fing er an zu schreien!

Mit mächtiger Stimme brüllte er seine Not hinaus. Nur sehr schwer konnte ich die Worte verstehen.

»Ich verbrenne, es frisst mich auf. Der Druide will sein Opfer! Helft mir…«

Ich wollte etwas tun und ihn mit meinem Kreuz retten. Als ich ihn erreichte, klammerte er sich mit beiden Händen an meinen linken Arm fest.

Hitze spürte ich nicht, nur das heftige Zittern des Mannes.

Einen Augenblick später drückte ich ihm das Kreuz gegen die Stirn. Die Chancen standen fünfzig zu fünfzig.

Entweder half es oder aber…

Das Zweite war der Fall!

Der Druide wollte sein Opfer diesmal nicht loslassen. Wo das Kreuz seine Stirn berührte, verwandelte sich die Haut und wurde weich wie alter Teig. Sein Gesicht verschwand, ich spürte keinen Widerstand mehr, dann stand nur noch ein Schatten vor mir.

Ein Schemen mit menschlichen Umrissen, der plötzlich durch die offene Tür gerissen wurde, hinein in den dunklen Nachthimmel, und alle hörten noch den fernen Schrei.

Dann nichts mehr…

Es war endgültig vorbei. Der Druide hatte sein Opfer bekommen. Zum Glück war es das Falsche gewesen.

»Was ist jetzt mit ihm?«, hörte ich Colette mit zitternder Stimme fragen.

Ich hob die Schultern. »Denk einfach, dass er in einer Druiden-Hölle steckt. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Und wird er zurückkehren?«, fragte Margot Ingram.

»Ich hoffe nicht.« Dann schüttelte ich den Kopf. »Bestimmt nicht, Margot. Ihr braucht euch keine Sorgen mehr zu machen.« Mit diesen Worten steckte ich mein Kreuz wieder ein…

***

Die Bewohner fragten nicht, sie sagten auch nichts, sie zogen als schweigende Gruppe davon, um in ihren Häusern zu verschwinden. Darüber wunderte ich mich.

»Ist das immer so?«

Colette gab mir eine Antwort. »Meistens. Wer hier auf der Insel lebt, ist eben anders.«

»Das habe ich gemerkt.«

Colette ließ mich stehen und kümmerte sich um ihre Großmutter, die ihren rechten Arm kaum bewegen konnte, aber sonst ziemlich zufrieden war. Ich fragte Colette nicht, ob sie mich nach London begleiten würde. Wahrscheinlich nicht. Sie wurde erst mal hier auf der Insel gebraucht, das war wichtiger.

Was es dann noch in London zu regeln gab, würde ich gern für sie erledigen…

ENDE